P. o. germ. 1774 h
Elster

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M.	50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M.	— ₰
Für ein Vierteljahr		4 M.	— ₰
Für einen Monat		1 M.	50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M.	6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M.	— ₰
Für ein halbes Jahr		9 M.	— ₰
Für ein Vierteljahr		5 M.	— ₰
Für einen Monat		2 M.	— ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M.	10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)
29. Kaufingerstraße 29.

R 229

39002

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximilian-pl. 18

Der

Pförtnerssohn von St. Veit.

Roman

von

Otto Elster

10.—12. Tausend

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximilian-pl. 18

[1894]

Berlin
Verlag des Vereins der Bücherfreunde
Schall & Grund

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Das Recht der Übersetzung vorbehalten

Erster Teil

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximilianspl 16

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

I

In der Pförtnerwohnung des Siechenhauses von Sankt Veit ging es heute gar lustig zu. Der alte Hilgers, der trotz seines Stelzfußes den Pförtnerdienst schon seit fast zwanzig Jahren versah, blickte mit Stolz auf seinen Sohn, den Gottfried, der soeben das Abiturientenexamen bestanden hatte und in den nächsten Tagen die Universität beziehen sollte. Einige Freunde waren zur Feier des Tages erschienen — eine seltsame Gesellschaft wahrlich, die ein zaghaftes Gemüt wohl mit Schrecken erfüllen konnte.

Unter den Blinden ist bekanntlich der Einäugige König und so konnte man auch den Stelzfuß Reinhard Hilgers, den alten Invaliden aus dem Kriege gegen Frankreich, Pförtner im Siechenhaus Sankti Viti, als König in dieser Gesellschaft der Lahmen, Verkrüppelten, durch Reißen und Gicht krumm Gezogenen, Armlosen und Beinlosen betrachten. Sie alle waren Bewohner des alten Siechenhauses von Sankt Veit, des letzten Über=

bleibsels des Benediktinerklosters, das früher an dieser Stelle sich erhoben, bis der Sturm der Reformation und der Bauernkriege es fortgefegt und die weiten Besitzungen des Klosters in die Hand der freiherrlichen Familie von Brandt=Aldendorff gebracht hatte. Das Siechenhaus, die Heimat der Kranken, Armen und Elenden, die letzte Zuflucht der Invaliden des Lebens überdauerte die Stürme des Lebens dank der Freigebigkeit der Freiherren von Brandt, die dieses Asyl der Barmherzigkeit von jeher reichlich unterstützt hatten.

„Halloh!“ rief der invalide Waldarbeiter August Knille, dessen verkrümmter und verzogener Körper einer von Wind und Wetter zerzausten, vom Blitzstrahl getroffenen alten Weide glich, „halloh, ick möchte jetzt mal 'nen Toast auf unseren jungen Studenten ausbringen.“

„Ruhe! Knille hat's Wort!“ rief der Pförtner Reinhard Hilgers und nach und nach verstummte das Gespräch an der sonderbaren Tafelrunde.

August Knille erhob sich schwerfällig von seinem Stuhl. „Meine Herrens . . .“

„Bravo! Bravo!“

„Meine Herrens! Wir stehen an einem großartigen Wendepunkt des Lebens, der uns alle mit Freudigkeit erfüllt. Der Sohn unseres alten Kameraden und Schließers, Gottfried Hilgers, den wir alle von Jugend auf kennen, denn ich habe ihn schon als Säugling auf diesen meinen Armen getragen und auf diesen meinen Knieen geschaukelt, Gottfried Hilgers, der liebe Junge, der mit uns aufgewachsen ist, mit dem wir gespielt haben, dem wir den ersten Flitzbogen geschnitten und die erste Pfeife aus der

Weidenrute geschnitzt, Gottfried Hilgers, der auf dem Gymnasium zu Aldendorff so unmenschlich viel gelernt hat, der immer unser Freund gewesen ist — er, kurz und gut Gottfried Hilgers will jetzt in die Stadt auf die Uni—uni—versitäte gehen und ein gelehrter Mann werden ..."

„Paster will er werden!" rief ein anderer Insasse des Siechenhauses, dem beide Beine fehlten und der sich nur notdürftig auf den ihm gebliebenen kurzen Stümpfen fortbewegen konnte.

„Unterbrich mir nich, Christian Nöldeke," fuhr August Knille würdevoll fort. „Du bringst mir aus dem Text, wie unser Paster Neumann sagen würde. Jetzt hab' ich wahrhaftig schon vergessen, was ich sagen wollte."

„Na, dann trink' erst mal eins!" rief lachend Christian Nöldeke und reichte ihm das Glas.

Nachdem Knille einen tiefen Schluck gethan, schien ihm die Erinnerung wiederzukommen.

„Ja, was ich sagen wollte," fuhr er fort, „dieser Junge Gottfried Hilgers hat uns viel Freude gemacht und wird uns noch viel Freude machen, das heißt, wenn wir es noch erleben ..."

„Ach Gott, ach Gott!" schluchzte Frau Katharina Hilgers, die Mutter Gottfrieds.

„Sie brauchen nich zu weinen, liebe Frau Hilgers. Sie sind noch 'ne junge Person, erst vierzig Jahre alt, und werden es wohl noch erleben, daß unser Gottfried auf die Kanzel steht mit'n schwarzen Chorrock und weißen Bäffchen. Sie können ihm die Bäffchen selbst noch waschen und plätten, Frau Hilgers, wenn wir alten

Kerle schon lange auf dem Kirchhof von Sankt Veit begraben liegen ..."

„Ach, Herr Knille, sprechen Sie doch nich so traurig," seufzte Frau Katharine.

„Doch, Frau Hilgers, das muß ich und das will ich. An so 'nen fröhlichen Tage muß der Mensch immer an was Trauriges denken, soll er nich zu übermütig werden. Un dann, Frau Hilgers, was haben wir denn noch auf dieser Welt zu suchen, ich, der invalide Waldarbeiter, und Christian Nöldeke, der abgeschnittene Riese un Willem Poppe, der Einarm, un Konrad Hedderich, der von der „schweren Not" befallen ist — na, Frau Hilgers, was sollen wir noch lange hier in diesem Jammerthal anfangen ..."

„Nu hab' ich's aber satt," rief Christian Nöldeke, der abgeschnittene Riese. „Von Gottfried Hilgers willste sprechen un schwatzest nur immer von uns und unserem Elend. Donnerwetter, August Knille, biste denn so'n altes Waschweib geworden, daß du immer über dein eigenes Elend und deine eigene Erbärmlichkeit reden mußt?"

„Recht haste, Christian!" rief Willem Poppe, der Einarm. „'s ist 'ne Schande mit August Knille. Ich glaube, er hat schon zu tief in's Glas geguckt. Was sagst du, Konrad Hedderich?"

Der arme, von epileptischen Krämpfen vollständig verkrümmte Konrad Hedderich meinte gar nichts, er grinste nur mit einem entsetzlichen, halb blödsinnigen Lachen und nickte in einem fort mit dem Kopfe.

„Siehste, August Knille, Konrad Hedderich ist ganz

unserer Meinung und nun sag' rasch, was du noch zu sagen hast."

Aber August Knille wollte nicht mehr sprechen. Er brummte einige unverständliche Worte in den grauen Stoppelbart und setzte sich. Frau Kathrine suchte ihn zu trösten, ebenso Herr Reinhard Hilgers, indem er Knille's Glas wieder füllte. Gottfried Hilgers aber, der angehende Student, legte den Arm um die Schulter des alten Burschen und sprach freundlich: „Nehmt es den Freunden nicht übel, daß sie ungeduldig wurden. Ich danke Euch für Eure gütigen Worte, Vater Knille, Ihr wolltet mich hoch leben lassen und auf meine Gesundheit trinken. Das war sehr freundlich von Euch, Vater Knille. Aber ich denke, wir erinnern uns vor allem des Einen, der uns alle bislang so gnädig in seinen Schutz genommen, und behütet hat und über uns gewacht hat, auch wenn er uns oft mit schwerer Trübsal traf. Ihn wollen wir niemals vergessen, ihm wollen wir vor Allem danken."

„Siehste, August Knille," meinte der abgeschnittene Riese, „da hat unser Junge einmal wieder recht. Der liebe Gott verläßt uns selbst in unserer Erbärmlichkeit nich, selbst im Siechenhause von Sankt Veit wohnt der liebe Gott."

„Ja, Vater Nöldeke," entgegnete der Jüngling mit begeistert leuchtenden Augen, „selbst im Siechenhause wohnt er. Unter den Elenden und Armen weilt er am liebsten."

„Ach Gott, ach Gott," schluchzte Frau Kathrine gerührt. „Gottfried, wenn du so auf die Kanzel redest, dann wein' ich mir halb tot."

„Das ist alles ganz schön und gut, nahm jetzt der

alte Hilgers das Wort, „aber wir haben auch 'nen guten und edlen Menschen zu danken, der uns über alle Schwierigkeiten bislang hinweggeholfen hat. Ihr wißt, wen ich meine, unseren Herrn Baron und Major von Brandt, meinen alten Schwadronschef, mit dem ich anno 1866 und anno 1870 gegen die Österreicher und gegen die Franzosen gefochten habe . . .“

„Wobei du dann dein Bein verloren hast,“ warf Willem Poppe trockenen Tones ein.

„Na, alter Junge,“ fuhr Hilgers lachend fort, „wir können uns keinen Vorwurf einer dem anderen machen. Ich habe mein Bein auf dem Schlachtfelde verloren, du hast deinen Arm in der Dreschmaschine sitzen lassen. Das kommt auf eins heraus. Aber der Herr Major hat uns beiden geholfen, dir, indem er dich in das Siechenhaus eingekauft hat, mir, indem er mir die Pförtnerstelle hier verschaffte. Da können wir ihm doch recht dankbar sein.“

„Die Dreschmaschine, in der ich meinen Arm habe sitzen lassen, gehörte dem Herrn Baron, und dein Bein ging flöten, als du deinen Rittmeister aus die Franzosen heraushauen thatest . . .“

„Un der Baum, der mich zum Krüppel machte,“ unterbrach August Knille seinen Kollegen, „stand im Walde des Herrn Barons . . .“

„Un der Stein, der mir die Beine zerquetschte,“ meinte der abgeschnittene Riese Christian Nöldeke, „stammte aus dem Steinbruche des Herrn Barons . . .“

„Dann ist der Major wohl auch schuld an dem Unglück Konrad Hedderichs?“ fragte Reinhard Hilgers ärgerlich.

Konrad Hedderich schüttelte den Kopf.

„Nee, mein Unglück muß ich ganz allein verschuldet haben," spottete er. „Ich hab' schon das Zittern gehabt, als ich noch ein kleiner Junge war."

„Seht ihr wohl," rief der alte Husar, „und doch hat der Herr Major auch für Konrad Hedderich gesorgt. Laßt uns nicht undankbar sein. Ich geb' noch 'ne Flasche extra, damit wir auf das Wohl von meinen alten Schwadronschef trinken können."

„Das ist ein Wort," meinte zufrieden grinsend August Knille. „Her mit die Flasche, und der Major soll leben Vivat hoch!"

„Da fällt mir ein, Gottfried," wandte sich Hilgers an seinen Sohn, „daß du doch heute an deinem Ehrentage eigentlich zu dem Herrn Major gehen solltest, um dich zu bedanken."

„Ich wollte morgen zu ihm gehen, Vater."

„Was man heute thun kann, soll man nicht auf morgen verschieben. Übrigens will der Herr Major verreisen, vielleicht triffst du ihn morgen nicht mehr, also geh' nur jetzt hin. Wenn du wieder kommst, findest du uns noch beisammen, das heißt, um neun Uhr müßt ihr in eure Kojen," wandte er sich an die alten Burschen, „so will es die Hausordnung."

„Dann wollen wir wenigstens so lange noch lustig sein," rief August Knille. „Her mit die Extrabouteille! Un du, Gottfried, geh nur zu dem Major. Paßt doch nicht als angehender Paster in die Gesellschaft von uns alten, lahmen, verkommenen Kerlen ..."

„Aber, Vater Knille ..."

„Ja, ja, du paßt nicht hierher. Gehst jetzt auf Universitäten, wirst ein gelehrter Paster, weiß der Himmel, weshalb die Pasters so viel Gelehrsamkeit einsaugen müssen! Ob unser Herr Jesus Christus auch wohl so gelehrt gewesen ist? — Na, ich verstehe nichts davon. Es muß ja wohl nötig sein, um den lieben Gott rechtmäßig vertreten zu können . . . und wenn du wieder zurückkommst von die Universitäten, Gottfried, dann wird dir das Siechenhaus von St. Veit zu klein, zu eng, zu häßlich sein. Dann gehste in 'ne große Stadt und wirst Domprediger und Superindentente und Konsistorialrat . . . un dann denkste nich mehr an August Knille, Willem Poppe, Christian Nöldeke und Konrad Hedderich. So'n vornehmer Paster hat ja mehr zu thun, als sich um uns Kropzeug zu kümmern . . ."

„Ihr thut mir Unrecht, Vater Knille. Ich werde euch und das Siechenhaus von St. Veit niemals vergessen, sollte ich auch Superintendent und Konsistorialrat werden."

„Das sagen sie alle. Aber nun geh nur, Gottfried. Mach' dem Herrn Major deine Reverenz und bestell' ihm 'nen Gruß von uns, die wir um seinetwillen zu Krüppel geworden sind."

„Ihr dürft nicht so bitter sprechen, Vater Knille."

„Ja, hast recht! 's ist ja doch alles Unsinn. Hilgers, gieb die Extrabouteille her und Sie, Frau Kathrine, weinen Sie nich mehr, sondern schenken Sie die Gläser voll bis zum Rand, daß wir auf das Wohl des Herrn Majors von Brandt-Aldendorff anstoßen können. Kinders, erhebt euch, wenn ihr's noch könnt mit euren krummen

Gliedmaßen ... Der Herr Baron soll leben, der uns dieses warme Nest im Siechenhaus zu St. Veit bereitet hat."

Der bittere Humor des alten Waldarbeiters drang schmerzlich in das weiche Herz Gottfrieds. Unbemerkt entfernte er sich und trat aufatmend aus der Thür des alten Siechenhauses in die Dämmerung des Frühlingsabends hinaus, der sich wie ein lichter Schleier über die Landschaft breitete.

II

Das Siechenhaus von St. Veit war ein großes finsteres Gebäude von griesgrämigem Aussehen. Der enge Hof und der bis zum letzten Winkel ausgenutzte Gemüsegarten waren durch eine hohe Mauer eingeschlossen, deren Krone sehr überflüssiger Weise durch starke eiserne Spitzen geschützt war. Den armseligen Krüppeln und Kranken des Siechenhauses fiel es wahrhaftig nicht ein, nächtlicher Weile über die Mauer ihres letzten Zufluchtsortes auf dieser Welt zu entweichen, und Diebe und Räuber würden es auch kaum für der Mühe wert erachten, über die Mauer in das Siechenhaus einzusteigen, in dem nur Not, Armut, Elend und Krankheit wohnten.

Die Umgebung des Siechenhauses war ebenso düster, wie dieses selbst. Abseits von dem Städtchen und Schloß Aldendorff, drüben am sonnigen Bergeshang gelegen, grenzte das Siechenhaus unmittelbar an einen finsteren Tannenwald, der hinter dem Siechenhausgarten auf felsigem, vielfach zerbröckeltem Abhang emporkletterte bis zur

Kuppe des Berges, den die Kapelle Sankti Viti krönte, ein zerfallenes Kirchlein, in dem seit hundert und mehr Jahren kein Diener Gottes seines Amtes gewaltet hatte. Früher waren hierher die Siechen und Elenden zum Gottesdienst gewallfahrtet, da sie ja als Ausgestoßene der menschlichen Gemeinschaft nicht an dem gemeinsamen Gottesdienste teilnehmen durften. Ein Einsiedler, ein Barfüßermönch, hatte in der jetzt verfallenen Klause neben der St. Veitskapelle gewohnt, selbst ein Siecher und Aussätziger, ein Ausgestoßener, ein zu ewiger Einsamkeit Verdammter. In den Höhlen, Klüften und Felsspalten des Waldes hausten die Siechen, bis das menschliche Mitleid sich endlich ihrer erbarmte und nahe dem Benediktinerkloster, am Saume des finsteren Tannenwaldes, ihnen ein armseliges Obdach errichtete. Aus dem Wohnort der Aussätzigen, der Ausgestoßenen, war im Laufe der Zeit ein Krankenhaus und Asyl für die Elendesten der Menschen geworden, aber die St. Veitskapelle droben auf dem „Siechenberge" hatte man nicht wieder errichtet und wenn die Armen und Elenden in St. Veit's Siechenhause jetzt das Wort Gottes hören wollten, dann mußten sie den weiten Weg zu dem Städtchen Aldendorff wandern und sich scheu in die Ecke der Kirche drücken, um nicht in der sonntäglich geputzten Menge durch ihr armselig Gewand aufzufallen. War es da ein Wunder, daß die Siechenhausbewohner lieber daheim blieben, sich ausruhten an einem sonnigen Plätzchen des Gartens oder im Schatten des finsteren Tannenwaldes am Siechenberg. Der Herr Stadtpfarrer Neumann schalt wohl zuweilen von der Kanzel herab über die Sünder, welche um die Kirchen-

thür herumgingen, aber zu den Armen und Elenden im Siechenhaus kam er selten genug, hatte er doch im Städtchen und auf Schloß Aldendorff so viele Geschäfte und weit angenehmere Gesellschaft, als den invaliden Waldarbeiter August Knille oder den „abgeschnittenen Riesen“ Christian Nöldeke. Nur wenn einer der Siechenhausbewohner hinausgetragen wurde zur ewigen Ruhe, erschien der würdige Herr Stadtpfarrer und hielt eine erbauliche Predigt, die alle Zuhörer zu Thränen rührte. Freudige Feste feierte man im Siechenhause nicht. Deshalb kam der Herr Pfarrer auch niemals dazu, den Siechenhausbewohnern eine fröhliche, herzerquickende und erhebende Predigt zu halten; nur Worte des Todes, Worte der Trauer, Worte der Erleichterung über die endliche Erlösung des armen Siechenhausbewohners von seinem langen Leiden quollen über die Lippen des Herrn Pfarrers. So wenig dieser selbst mit seiner behäbigen Gestalt und seinem mildlächelnden, lebensfrohen Gesicht in die Umgebung des Siechenhauses paßte, ebenso wenig paßten die gekrümmten, gebeugten, zerrissenen, verwitterten, zerfetzten Gestalten der Siechenhausbewohner in die sonnige Welt da draußen vor den finsteren Mauern ihres letzten Lebensasyls, ihres Lebensgrabes.

Und doch ging es oftmals lustig genug zu in dem finsteren Gemäuer! Wenn nämlich der alte Husar Reinhard Hilgers seine Freunde um sich versammelte, dann wurde der Trübsinn verjagt und in der kleinen Pförtnerstube mit den trüben, verstaubten Butzenscheiben erklang ein herzlicheres Lachen, als drüben in dem Schloß des Herrn Majors, an dessen Tafel der Herr Stadtpfarrer

und der Herr Bürgermeister, Hauptmann a. D. Hugo Kippling, saßen. August Knille, der invalide Waldarbeiter, wußte gar schöne gruselige Geschichten aus seinem Leben im tiefen Walde zu erzählen; der alte Husar Reinhard Hilgers erwiderte die Jagdgeschichten mit Kriegserzählungen, die ebenso wahr wie jene waren. Christian Nöldeke, der abgeschnittene Riese, war ein lustiger alter Knabe und konnte hundert Lieder und Schwänke, und Willem Poppe, der Einarm, hatte als Kohlenschipper in seiner Jugend eine Fahrt auf einem großen Dampfer nach Baltimore gemacht, von der er jetzt noch immer sehr interessant zu erzählen wußte. Nur der arme, vom Veitstanz geplagte Konrad Hedderich vermochte zur Unterhaltung nichts beizutragen, ebenso wenig die stets bis zu Thränen gerührte Frau Kathrine Hilgers; dafür gaben diese beiden und der kleine Gottfried Hilgers das dankbarste Publikum ab, welches sich die alten Burschen für ihre Erzählungen, Lieder, Schwänke und Aufschneidereien nur wünschen konnten.

Besonders Gottfried hörte mit Staunen die Geschichten der vom Leben so vielfach hin und hergeschüttelten Insassen des Siechenhauses. Es war gut, daß er jeden Tag zweimal den weiten Weg hin und zurück zum Gymnasium machen mußte, Vater Knillens und Christian Nöldekens und Willem Poppens Erzählungen hätten dem braven Jungen den Kopf ganz und gar verdreht. Aber trotz dieses Besuchs des Gymnasiums wäre Gottfrieds Geist vielleicht aus dem Gleichgewicht gekommen, wenn er nicht ab und zu in dem wohlgepflegten Park des Schlosses von Aldendorff und mit den Kindern seines

Wohlthäters, des Barons von Brandt-Aldendorff, hätte spielen dürfen. Diese Stunden im Schloß und in dem waldartigen Park, diese Spiele mit dem wilden Jungen, dem Hans Henning und der sanften blondlockigen Hilma — das waren die lichten Augenblicke, die gleich leuchtenden Sternen in das düstere Leben Gottfrieds im Siechenhause von St. Veit hineinschimmerten, seine Seele erhellten, sein Herz erwärmten, daß sie nicht hart, nicht finster, nicht trübe werden konnten, daß die Bitterkeit, der Groll, der Schmerz und die Hoffnungslosigkeit keine Gewalt über ihn bekam, daß er froh und freudig zum hohen, blauen Himmel emporsah und vertrauensvoll in die Zukunft schaute.

Deshalb eilte er auch jetzt, da er der düsteren Pförtnerstube und den finsteren Reden der alten Burschen entronnen war, aufatmend mit beflügeltem Schritt dem Schlosse entgegen, auf dessen Zinnen die Abendsonne goldig flimmernd ruhte. Eine reinere Luft schien ihn zu umwehen, goldiger strahlte ihm der Abendschein der sinkenden Sonne; er wandte nicht den Blick zurück zu dem grauen Gemäuer des Siechenhauses, zu dem schwarzen Tannenwald dahinter und dem halbversunkenen Kirchlein droben auf dem vielfach zerklüfteten Felsen. Vorwärts gerichtet war sein Blick auf das strahlende Schloß, dessen Fenster im Abendgold blitzten, auf dessen höchster Zinne eine Fahne im Wind sich stolz blähte und aus dessen Park und Garten die Frühlingsblumen, die Jasmin- und Fliederbüsche betäubende, berauschende Düfte ihm entgegensandten! Vorwärts gerichtet war sein Blick in eine große, glänzende, frohe Zukunft voll Glück und — Liebe!

Ja, auch voll Liebe, deren erstes geheimnisvolles, zagendes, scheues Keimen sich bereits in seinem Herzen regte!

Nach kurzer Zeit hatte Gottfried den Schloßhof erreicht. Am Thor, das weit offen stand und so einen freien Blick über den schön gepflasterten sonnigen Hof gewährte, traf er auf ein in Lumpen gehülltes Weib, das einen Säugling auf dem Schoß hielt, während ein etwa 12- oder 13jähriges Mädchen sich an seine Schulter schmiegte. Auf dem Prellstein des Thorwegs stand ein Napf mit dampfender Suppe angefüllt, und das Weib und das 12jährige Mädchen schlürften anscheinend mit gierigem Hunger die Suppe. Als Gottfried ihnen nahe kam, drückten sie sich ängstlich in den Winkel des Thors zurück, als fürchteten sie, dem jungen Herrn zu nahe zu kommen. Gottfried wollte vorübereilen, als sein Auge dem ängstlichen Blick der tiefschwarzen, großen Augen des Kindes begegneten. Betroffen blieb er stehen. Noch niemals hatte er in einem Kindesauge solche schmerzliche Wehmut erblickt. Noch niemals aber auch unter Lumpen, unter Schmutz und Staub solche Schönheit, solche Anmut!

„Woher kommt Ihr?“ fragte er die Bettlerin.

Wie eine verfolgte Wölfin sah das Weib halb furchtsam, halb trotzig zu Gottfried auf.

„Nix daitsch sprechen,“ sagte sie dann mit rauher Stimme. „Weit furt — dahinten — Rußland — Polen —“

„Ihr kommt aus Polen?“

„Ja, Polen .... habe gesucht Arbeit, habe nix Arbeit

g'funden. Habe Suppe von gnädigen Herr im Schloß da kriegt. Hab' nix stohlen ..."

„Ich glaub' es Euch," entgegnete Gottfried tief bewegt. „Wo wohnt Ihr?"

„In Stadt — Herberge — hab nix Geld zu zahlen ..."

„Da habt Ihr etwas!"

Gottfried reichte dem Weibe seine geringe Barschaft. Es war ihm, als müsse er sich loskaufen von diesem Weibe, dem Bilde des Elends, des Unglücks, das ihm an der Schwelle seiner glänzenden Zukunft entgegentrat.

„O Dank, gnädigster Herr!" rief das Weib. „Liska, küß jungen gnädigsten Herrn Hand ..."

Ehe es Gottfried verhindern konnte, hatte das schwarzäugige Kind seine Hand ergriffen und sie innig an die roten Lippen gepreßt.

Der junge Mann riß sich los und eilte in das Schloß. Das Elend der Bettlerin da draußen erfüllte sein Herz mit einer quälenden Empfindung des Selbstvorwurfs. Was hatte er gethan, daß er einer glücklichen, glänzenden Zukunft entgegenging, während das Weib und das schwarzäugige Kind da draußen dem Hunger, dem Elend, dem Laster, dem Verbrechen zuwankten?

Fröhliches Gelächter, munteres Geplauder klang ihm aus dem Gartensalon entgegen. Diener mit kleinen Mokkatassen auf silbernem Präsentierbrett eilten an ihm vorüber, der ernste ganz in schwarz gekleidete Haushofmeister begrüßte Gottfried mit vornehmem, gönnerhaftem Lächeln.

„Ach, Herr Gottfried," sprach er mit sanfter, halb-

verschleierter Stimme, „Sie wollen gewiß den Herrn Baron sprechen?“

„Allerdings, Herr Wendtland, wenn es möglich wäre.“

„O, weshalb sollte es nicht möglich sein? Es sind ja nur wenige Gäste da, der Herr Stadtpfarrer, der Herr Bürgermeister und einige Kameraden des Herrn Lieutenants ...“

„Hans Henning ist hier?“

„Der junge Herr Baron sind gestern mit mehreren Kameraden eingetroffen. Die Herren wollen morgen wieder fort. Sie sind zu Pferde hier. Lieber Himmel, Herr Gottfried, die jungen Herren Offiziers lieben solche strapaziöse Ritte. Denken Sie nur, vier Stunden sind sie in einem Trabe geritten ....“

„Ach bitte, melden Sie mich dem Herrn Baron ...“

Der Haushofmeister maß den jungen Mann vornehm-verächtlich vom Kopf bis zum Fuße. Aber er war zu wohlerzogen, um selbst dem Sohn des Siechenhaus-Pförtners gegenüber seinen Gleichmut zu verlieren. Er entgegnete nichts auf die ungeduldigen Worte Gottfrieds und trat in den Gartensalon, in dem die Gesellschaft versammelt war.

Gottfried aber fühlte sehr wohl den verächtlich-stolzen Blick des Bedienten, und das Blut schoß ihm siedend heiß in die Schläfen. Doch er hatte keine Zeit, seinen bitteren Gedanken nachzuhängen. Die Thür des Saales ward rasch aufgerissen, und zwei junge Mädchen im Alter von 16 Jahren eilten lachend auf ihn zu.

„Das ist aber herrlich,“ rief die größere der Mädchen,

eine blonde, vornehme, schlanke Erscheinung, „daß Sie gerade heute kommen, Gottfried! Denken Sie sich, mein Bruder ist unvermutet eingetroffen ... zu Pferde! Es sah prächtig aus, wie sie auf den Schloßhof sprengten! Nicht wahr, Christel?“

„Ach ja,“ seufzte Christel Neumann, das Töchterchen des Herrn Stadtpfarrers, mit schwärmerischem Augenaufschlag ihrer vergißmeinnichtblauen, runden Augen. „Die Dragoneruniform steht Hans Henning wunderschön.“

„Aber nun kommen Sie, Gottfried,“ fuhr die schlanke Blondine wieder fort, „wir sind eben dabei, den Kaffee auf der Veranda zu nehmen.“

„Störe ich auch nicht, Fräulein Hilma?“

„Ah bah, stören!“ lachte Hilma von Brandt. „Papa freut sich, Sie zu sehen; er hat mich geschickt, Sie zu holen.“

Damit ergriff sie seine Hand und zog ihn in den Gartensalon, der sich mit einer breiten, weinumrankten Veranda nach dem prächtigen Park öffnete. Im Saale stand noch die Tafel, von der man sich vor kurzem erhoben hatte. Silberne Schalen und Fruchtaufsätze prangten auf dem Tisch, der die anheimelnde Unordnung eines soeben vollendeten reichen Mahles zeigte. Die Tischgesellschaft selbst hatte sich auf die Veranda begeben, auf der die Diener den Kaffee herumreichten.

III

Trotzdem Gottfried oft in der Familie des Majors verkehrt hatte, fühlte er sich in der fröhlichen, glänzenden Gesellschaft, der er jetzt gegenüberstand, befangen und eingeschüchtert. Der Major war mit dem Bürgermeister, Hauptmann, a. D. Kippling und dem Pfarrer Neumann in ein Gespräch verwickelt und achtete nicht auf seinen Schützling; mehrere junge Dragoneroffiziere plauderten mit der Baronin v. Brandt, die trotz ihrer 40 Jahre noch eine schöne Erscheinung, von fast jugendlicher Anmut genannt werden mußte; Frau Bürgermeister Kippling und Frau Pfarrer Neumann schwatzten leise mit einander, während sie den aromatischen Trank aus den kleinen, eleganten Mokkatassen schlürften, und Gottfried stand, zur größten Genugthuung des Herrn Haushofmeisters, da „wie Butter an der Sonne", wie der Herr Wendtland einem Diener mit malitiösem Lächeln zuflüsterte.

Hilma v. Brandt machte indessen ihren Bruder auf Gottfried aufmerksam, und der junge Dragoneroffizier,

etwa zwei Jahre älter als Gottfried, eilte auf den Jugendgespielen zu und rief:

„Ich hab' Dir noch nicht einmal zu dem bestandenen Examen gratuliert, Gottfried! Na, du hast es weiter gebracht als ich. Bist ein gelehrter Mann geworden! Und willst noch immer mehr lernen? Was?"

Mit offenem Lachen schüttelte er dem Jugendfreunde die Hand. Durch die Worte Hans Hennings aufmerksam geworden, wandten alle die Blicke auf Gottfried, dessen Wangen eine tiefe Röte überzog.

„Das ist Gottfried Hilgers," stellte Hans Henning den Jugendfreund seinen Kameraden vor, „der Sohn des alten Husarensergeanten, von dem ich Euch schon oft erzählt habe, der meinem Vater das Leben gerettet hat und bei dieser Gelegenheit sein Bein verlor. Freund Gottfried ist aber aus der Art geschlagen, er will statt des bunten Husarenwamses den schwarzen Pastorenrock anziehen ..."

„Laß die Neckereien, Hans Henning," nahm Major von Brandt mit mildem Vorwurf das Wort. „Gottfried steht unter meinem Schutze; mein Wunsch ist es, daß er Theologie studiert. Ich hoffe, er wird in diesem Stande glücklich und zufrieden werden."

Er reichte Gottfried die Hand, die dieser dankerfüllt an die Lippen zog.

„Setzen Sie sich zu uns, Gottfried," fuhr der Baron fort. „Wie geht es Ihren Eltern im Siechenhause?"

Gottfried dankte für die gütige Nachfrage. Der Major wandte sich wieder den beiden Herren zu, die Offiziere plauderten und lachten mit den Damen — der

Sohn des alten Husaren saß stumm da, scheinbar vergessen von der Gesellschaft, und hielt die goldumränderte Mokkatasse in der Hand, da er keinen Platz fand, sie fortzustellen.

War das hier wirklich das Glück? Die reiche Umgebung, die schwellenden Polster, die weichen Teppiche, die Ölgemälde berühmter Meister an den Wänden — der bunte Papagei auf der vergoldeten Stange, der edle Neufundländer Hund, der sich dort auf dem kurzgehaltenen Rasen streckte — der weite, schattige, blühende, duftende Park, die prunkenden Zimmer und Säle im Schloß, die hohen Spiegel, die blitzenden Kristallkronen — war das wirklich das Glück?

Bislang hatte Gottfried das alles für das Glück gehalten. Als er aber jetzt dasaß, vergessen, unbeachtet, schweigend auf die ernsten Worte des Barons hörend, die dieser zu dem Pfarrer sprach, mit scheuem Blick hinüberschweifend zu der stolzen, vornehmen Erscheinung der Baronin, der gemütlichen, kleinen, kugelrunden Gestalt der Pfarrerin und der gespreizten, vornehm thuenden Frau Bürgermeisterin — als er das laute Lachen der Offiziere, den etwas knarrenden Klang ihrer Stimmen hörte und dem hochmütigen Blick des Herrn Haushofmeisters und der reichgallonierten Diener begegnete, da schlich sich in sein Herz eine bange Mutlosigkeit, eine peinigende Ahnung, daß er hier das Glück nicht finden werde. Hier ging alles seinen geregelten Gang, hier durfte niemand rechts oder links von der breiten, geraden Heerstraße des Hergebrachten, des Konventionellen abweichen, hier war alles in starre Formen gezwängt, die trotz ihrer äußerlichen Schönheit doch sich erkältend auf Herz und Seele legten.

Nein, nein, hier war das Glück für ihn nicht zu finden! Hilflos suchend schweifte sein Auge umher, als er plötzlich dem schelmisch lächelnden Blick zweier dunkelblauen, sanften Augensterne begegnete. Die blonde Hilma nickte ihm heimlich zu, ein Zeichen machend, daß er ihr in den Park folgen solle. Dann schlang sie den Arm durch den ihrer Freundin Christel Neumann und sprang mit dieser lustig trällernd die Treppe zum Garten hinab, wo eben eine Wärterin mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen im Alter von sechs und vier Jahren, erschien.

Gottfried atmete auf. Es gab doch noch ein Glück in dieser glanzvollen Umgebung, und dort flatterte es den Gartenweg entlang im weißen, duftigen Gewand, umwallt von dem reichen Gewirr goldener Locken!

Er erhob sich zögernd.

„Wollen Sie schon fort, Gottfried?“ fragte der Baron.

„Ich möchte Fred und die kleine Gerda begrüßen, wenn Sie gestatten, Herr Baron ...“

„Ah, Ihre zukünftigen Schüler,“ entgegnete dieser mit gutmütigem Lachen. „Gehen Sie nur, aber ehe Sie sich entfernen, möchte ich mit Ihnen noch sprechen. Ich habe eine gute Nachricht für Sie und Ihren Vater.“

Gottfried verbeugte sich und eilte dann in den Garten. Lächelnd schaute ihm der Pfarrer Neumann nach, indem er behaglich die Daumen der in einandergelegten Hände um einander drehte.

„Sie verdienen sich wirklich einen Gotteslohn an dem hübschen, fleißigen Jungen, Herr Baron,“ sprach

er dann. „Nicht jeder würde so edelmütig gehandelt haben.“

„Schweigen Sie, Herr Pastor,“ rief der Baron mit leichtem Unmut. „Gottfrieds Vater hat um meinetwillen Leben und Gesundheit auf's Spiel gesetzt, soll ich da nicht einmal für seinen Sohn sorgen?“

„Gewiß, gewiß, Herr Baron, Sie thaten sehr recht — ich stimme ja mit Ihnen vollkommen überein. Wollte jeder Mensch doch so dankbar, so großmütig sein, wie Sie, Herr Baron, dann stünde es besser um die Welt.“

„Es stünde besser um die Welt, wenn noch echtes, wahres Christentum in ihr herrschte. Wenn der Glaube nicht verschwunden wäre, der wahre Glauben an die Lehren unserer Kirche, der leider so oft einer bequemen Auffassung der christlichen Pflichten Platz gemacht hat.“

„Ja, ja,“ seufzte der Herr Pfarrer. „Aber, Herr Baron, vergessen Sie eines nicht: die Liebe — die Duldung — die Toleranz —“

„Kommen Sie mir nicht mit diesen Worten,“ rief ärgerlich der Baron. „Duldung — Liebe — Toleranz — Humanität — mit diesen Worten ist der Weg gepflastert, der direkt zum Indifferentismus — zum Materialismus führt.“

„Aber, verehrter Herr Baron ....“

„Ich weiß, Sie, Herr Pfarrer, sind auch einer von den Modernen! Sie wollen alles mit Liebe — Duldung — Toleranz machen, aber ich sage Ihnen, Sie werden alles dadurch verderben.“

Der Baron hatte sich in zornigen Eifer hineingeredet, seine Gattin legte sanft die schmale, weiße Hand auf seinen

Arm und meinte lächelnd: „Wollen sich die Herren nicht eine Cigarre anzünden? Hier auf der Veranda gestatten es die Damen gern."

Der Verdruß des Barons war verflogen. „Nichts für ungut, Pastor," sprach er, lächelnd dem Pfarrer die Hand reichend. „Ich schätze Sie — Ihr gutes, weiches Herz, Ihre milde Denkungsweise, aber Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, daß ich Sie nicht für den geeigneten Mann halte, meine Arbeiter auf den Eisenwerken in dem Walde dort hinten in Zucht und Zaum zu halten. Sie sind zu weich für die harten Burschen. Ich bin schon mit dem Gedanken umgegangen, eine kleine Kapelle auf den Eisenwerken zu bauen und mir dort einen eigenen Pfarrer nach meiner eigenen Wahl hinzusetzen — wer weiß, vielleicht habe ich schon den rechten Mann gefunden."

Er lächelte geheimnisvoll vor sich hin, während er den Dampf seiner Cigarre langsam in kleinen Wölkchen den Lippen entströmen ließ.

Inzwischen streiften Gottfried, Hilma von Brandt und Christel Neumann in den vielverschlungenen Wegen des weitläufigen Parkes umher. An einer Biegung des Weges stießen sie plötzlich auf Hans Henning, der ihnen lachend entgegenkam.

„Hab' ich Euch Ausreißer endlich gefunden!" rief er fröhlich. „Das glaub' ich, daß es hier im abendlichen Park schöner ist, als in der langweiligen Gesellschaft. Erlaubt, daß ich mich Euch anschließe."

Ohne eine Antwort abzuwarten, ergriff er die Hand Christels, zog sie durch seinen Arm und führte das

glückstrahlende Töchterchen des Herrn Stadtpfarrers mit sich fort.

„Die werden wir sobald nicht wiedersehen,“ meinte lächelnd Hilma. „Lassen Sie uns zu dem griechischen Tempel gehen, Gottfried.“

Den griechischen Tempel hatte tief im Innern des Gartens ein Besitzer des Schlosses in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Erinnerung seiner verstorbenen Gattin errichten lassen. Es war ein düsterer, melancholischer Ort, umgeben von hohen Tannen, Eiben und Rüstern, in denen der Wind klagend flüsterte und rauschte. In der Mitte des nach allen Seiten offenen kleinen Tempels erhob sich der der verstorbenen Gattin geweihte Altar. In einer Nische befand sich eine Marmorbank, von welcher man einen weiten Blick über die Wipfel der Bäume hinweg auf das Gebirge genoß. Der Siechenstein mit dem zerfallenen Kirchlein ragte deutlich erkennbar aus den Wäldern des Gebirges hervor.

Auf der Marmorbank ließen sich Hilma und Gottfried nieder. „Wie schade, Gottfried, daß Sie fortgehen,“ sprach Hilma mit leichter Traurigkeit. „Gerade jetzt wird es hier so schön — der Frühling ist ins Land gezogen, ehe man's denkt, wird der Sommer da sein . . .“

„Und auch Sie werden mit ihren Eltern fortgehen verreisen — nach der Schweiz — nach dem Süden oder in ein vornehmes Bad. Ich muß arbeiten, Fräulein Hilma, daß ich vergelten kann, was Ihr Vater an mir gethan hat.“

„Sprechen Sie doch nicht stets davon, daß Papa Ihnen den schweren Weg etwas erleichtert hat!“

„Ich wäre der undankbarste Mensch, wollte ich es jemals vergessen! O was wäre aus mir geworden! Sie sehen dort, Fräulein Hilma, den finsteren Siechenhaus-Wald und das zerbröckelnde Kirchlein auf dem Siechenstein . . . Das ist meine Heimat — das wäre meine Heimat geblieben! Ach, und ich sehne mich doch so sehr nach Luft und Licht, nach Sonne und Sonnenschein — nach Leben und Lebensfreude — ach, Fräulein Hilma, Sie verstehen ja nicht, was es heißt, in der Tiefe, der dunklen Tiefe zu leben und sehnend hinaufzuschauen nach dem Licht, nach der Sonne. Daß Ihr Vater mir diese Sehnsucht gestillt hat, das, Fräulein Hilma, werde ich ihm danken mein ganzes Leben lang!"

„Es ist sehr schön, was Sie sprechen," entgegnete mit sinnendem Ernst Hilma, „aber ich habe mir stets gedacht, daß auch im Thale, in dem engen Leben der Armut, der Bescheidenheit süß duftende Blumen blühen . . ."

„Aber nicht in jenem finsteren, öden, trübseligen Hause, in dem ich meine Jugend verbracht habe! Fräulein Hilma, sind Sie schon einmal im Siechenhause gewesen?"

„Nein, noch niemals."

„Gehen Sie nicht hin, die Erinnerung würde Ihr ganzes Leben verdunkeln. Sie sollen niemals die Tiefen des Lebens schauen, Fräulein Hilma, diese entsetzlichen Abgründe, in denen Elend, Krankheit, Laster und Verbrechen herrschen."

„Ist es nicht unsere Pflicht, in diese Abgründe das onnige, wärmende Licht des Tages zu bringen?"

„Ach, wer die Kraft dazu besäße . . ."

Ein fröhliches Lachen schallte zu ihnen herauf. Am Fuße des Berges, auf dessen Kuppe der Tempel sich erhob, standen Hans Henning und Christel Neumann. Christel schien dem jungen Offizier entflohen zu sein; atemlos vom schnellen Lauf preßte sie die Hand auf das pochende Herz.

„Hab' ich dich endlich, Christel," rief Hans Henning und ergriff des Mädchens Hand.

„Laß mich doch, Hans," flüsterte Christel verschämt, aber der junge Offizier schlang den Arm um die Schulter des lieblichen Pfarrerstöchterleins, zog sie an die Brust und küßte die roten Lippen der sich fest an sein Herz Schmiegenden. Dann schaute er ihr lachend in die blauen Augen, küßte sie wieder und zog sie mit sich fort.

Sie waren verschwunden, ohne Gottfried und Hilma bemerkt zu haben. Hilmas Wangen bedeckte tiefe Blässe, mit zu Boden gesenkten Augen stand sie da, die gefalteten Hände schlaff herabhängend. Gottfried starrte dem verschwundenen Paare nach, als sei ein liebliches Traumbild flüchtig an seiner Seele vorübergehuscht.

Hilma richtete sich empor. Auf ihren Mienen lag der Abglanz des verletzten jungfräulichen Stolzes.

„Lassen Sie uns nach dem Schloß zurückkehren," sprach sie kurz. „Es wird Abend."

Gottfried erwachte aus seinem Traume. Wie verändert Hilma war! Wie ganz anders der Klang ihrer leicht bebenden und doch so stolzen Stimme! Und welch heißes Gefühl quoll in seinem Herzen empor! Welch glühende Blutwelle schoß ihm in die Wangen, in die

Schläfen. Er wollte sprechen, er vermochte es nicht — vor ihm stand nicht mehr das Kind, mit dem er kindliche, schelmische Spiele gespielt, vor ihm stand die Jungfrau, stolz, unnahbar, zurückbebend vor jeder Berührung — und er senkte in tiefer Beschämung über seine wilden, sehnsüchtigen Wünsche das Haupt und folgte still dem hastig davonschreitenden Mädchen.

IV

Es war dunkel geworden, als man das Schloß erreichte. Die Gesellschaft hatte sich in den Salon zurückgezogen, der durch buntfarbige elektrische Glühlämpchen erhellt war. Harmlos plaudernd saß Hans Henning im Kreise seiner Kameraden, während Christel sich an dem Theetisch zu schaffen machte. Hilma trat zu ihr, um ihr bei der Zubereitung des Thees behilflich zu sein. Aber ein freundliches Wort brachte das in ihrem jungfräulichen Stolze verletzte Mädchen nicht über die Lippen; Christel dagegen war zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, als daß sie die Schweigsamkeit Hilmas bemerkt hätte.

Gottfried verabschiedete sich bei dem Baron. „Sie wollen gehen?“ entgegnete dieser. „Es ist noch früh ...“

„Ich möchte den letzten Abend vor meiner Abreise mit meinen Eltern verbringen, Herr Baron.“

„Freilich, Sie haben recht. Treten Sie einen Augenblick noch mit in mein Zimmer, ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Als sie allein waren, entnahm der Major seinem Schreibtisch ein Papier. „Hier," sagte er freundlich lächelnd, „habe ich die Verleihung eines Stipendiums für Sie während Ihrer Studienzeit. Groß ist die Summe ja nicht, aber bei bescheidenen Ansprüchen läßt sich schon damit auskommen, zumal Sie ja auch durch Privatunterricht sich einige Einnahmen verschaffen können."

„Wie soll ich Ihnen danken, Herr Baron," sprach Gottfried tief bewegt.

„Dadurch, mein junger Freund," entgegnete der Major ernst, „daß Sie ein tüchtiger Mann und Diener Gottes werden. Ich will Ihnen jetzt in der Abschiedsstunde auch meine Pläne für die Zukunft nicht vorenthalten. Wenn Sie Ihre Studien vollendet haben und das geworden sind, was ich hoffe, ein tüchtiger Mann und ernster, gläubiger Diener Gottes, keiner von den modernen Humanitätsaposteln, dann finden Sie in meinem Hause eine Zuflucht — Sie sollen der Lehrer meiner beiden jüngsten Kinder werden. Und später — Sie wissen, Gottfried, daß ich mit der Absicht umgehe, auf meinen Eisenhütten eine kleine Kirche zu bauen. Sie sollen der erste Pfarrer an jener Kirche werden, Sie sollen den oft wilden und ungebärdigen Burschen, meinen Arbeitern in den Eisenhütten und Kohlengruben, das echte Wort Gottes, Gehorsam, Mäßigkeit, Gottesfurcht und Bescheidenheit lehren. Dazu gehört, daß Sie selbst den rechten, strengen Glauben an Gott und die Heilswahrheiten unserer Religion sich erwerben und bewahren, und ich hoffe, daß Sie auf dem rechten Wege zu diesem Ziel sich befinden. — Und nun reisen Sie mit Gott; in drei Jahren sehen

wir uns wieder — hoffentlich, um uns dann nie mehr zu trennen."

Er reichte Gottfried die Hand, die dieser dankerfüllt an die Lippen führte. Dann entfernte er sich, ohne zu der Gesellschaft zurückgekehrt zu sein.

In Gedanken versunken schritt er dem düsteren Siechenhaus am finsteren Tannenwalde zu. Heftige Empfindungen durchwogten sein Herz und seinen Geist. Hoffnung, Dankbarkeit, eine heiße Sehnsucht nach Glück, Glanz und Sonnenschein des Lebens, innige Frömmigkeit, fester Glaube an die schützende Hand des allgütigen, allmächtigen Gottes dort über den funkelnden schimmernden Sternen — alle diese Gefühle schlugen gleich Wellen eines stürmisch erregten Meeres an sein Herz, überfluteten seinen Geist und hoben ihn doch wieder hoch empor über die Erde, über die Armut, das Elend der Heimat seiner Jugend, über das Siechenhaus von St. Veit, das düster und starr, gleich einem gewaltigen, schwarzen Sarge im Schatten des Tannenwaldes dalag. Aber über dem Siechenhaus ragte der Felsen mit dem kleinen zerfallenen Kirchlein empor und zeichnete sich scharf ab gegen den sternenklaren Nachthimmel. Ein prächtiger Stern funkelte über der Kapelle, und Gottfried war es, als flimmerte im Schein dieses Sternes das Kreuz auf dem Türmchen der Kapelle hell auf, ein Wegweiser für sein Leben, sein Denken und Streben.

In dem Pförtnerstübchen seines Vaters war noch Licht, als Gottfried eintrat. Erschreckt über den Anblick, der sich ihm darbot, blieb er auf der Schwelle stehen.

Der Tisch in der Mitte des Zimmers zeigte die

Spuren des fröhlichen Festes, welches sein Vater und die vier Freunde aus dem Siechenhause gefeiert hatten. August Knille lag mit dem Kopf auf den Armen auf dem Tisch und schnarchte im tiefsten Schlaf der Trunkenheit. Der „abgeschnittene Riese“ sang mit lallender Stimme ein Trinklied, Willem Poppe schlief in der Ecke des schwarzledernen Sofas; auf dem Fußboden in der Mitte des Zimmers lag Konrad Hedderich, bewußtlos wie es schien, aber sein Körper zuckend und bebend in den krampfhaften Verzerrungen seiner entsetzlichen Krankheit.

Mit stark gerötetem Antlitz trat Reinhard Hilgers seinem Sohn entgegen.

„Gut, daß du kommst,“ sagte er mit heiserer, schwerer Stimme. „Ich allein konnte die Betrunkenen nicht in ihre Kojen schaffen, Mutter ist schon zu Bett gegangen, ich mochte sie nicht wecken.“

„Aber, Vater, wie konntest du nur dulden . . .?“

„Räsonniere nich, Junge,“ polterte der alte Husar. „Wir haben auf dein Wohl ein Glas zu viel getrunken, das ist alles. Bist ja noch kein Pastor, der uns die Leviten lesen kann. Und nun faß an!“

Mit großer Anstrengung brachten sie die Betrunkenen in ihre armseligen Kammern, dann wankte der alte Husar selbst in sein Schlafzimmer. Gottfried aber sank aufächzend an dem Tisch, auf dem auch die Flaschen und Gläser in wilder Unordnung umherstanden, nieder, verbarg das Antlitz in die Hände und flüsterte mit bebenden Lippen: „Welch Elend — welch entsetzliches Elend in der Welt — und welcher Glanz — welches Glück — welch heller Sonnenschein?! O mein Gott, hast du keinen

Strahl deiner Sonne für diese Unglücklichen, diese Elenden? Hast du keinen anderen Trost, als den wilden Rausch, die ekle Trunkenheit? — Was haben diese gethan, daß sie das Licht, den Sonnenschein des Lebens nicht sehen sollen?"

Er versank in finsteres Brüten, aus dem ihn der Klang der Glocke am Thor des Siechenhauses weckte. Zitternd, klagend, schüchtern verhallten die Töne in dem düsteren Hof und den dunklen Gängen des weiten Gebäudes.

Wer mochte so spät des Abends noch Einlaß begehren? Sollte Gottfried den Vater wecken? — Doch nein, der Vater schlief den festen Schlaf der Trunkenheit, und die Mutter — nein, nein, sie mochte ruhig weiter schlummern, Vergessen findend in ihren Träumen, Vergessen und freudige Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, die er, ihr Sohn, ihr bereiten wollte.

Noch einmal erklang die Glocke zitternd und bittend. Gottfried begab sich zum Thor, öffnete das kleine Schiebefenster und fragte: „Wer ist da? Was wollt Ihr noch in so später Stunde?"

„Ach, gnädiger Herr," tönte eine bebende, ängstliche weibliche Stimme zurück, „Erbarmen — laß mich eintreten — hab' kein Obdach für die Kinder — hab' Erbarmen —"

Gottfried erkannte die Stimme des polnischen Weibes, welches er am Nachmittag am Eingang des Schlosses getroffen hatte. Rasch öffnete er die Thür.

„Woher kommt Ihr so spät?"

„Man hat mich nicht mehr aufnehmen wollen in

der Herberg'," klagte das armselige Weib, das in der kühlen Frühlingsnacht unter seinen Lumpen zitterte. „Hab' auf dem Schloß vorgesprochen, aber der Herr Verwalter hat mich fortgejagt, hat Hunde auf mich hetzen wollen — um Jesus Christus willen, gnädiger Herr, gebt mir nur für eine Nacht Unterkunft! Seht meine Kinder — sie frieren — sie sind hungrig und müde…"

„Kommt herein — rasch — rasch!"

Das Weib mit dem Säugling auf dem Arm trat in den dunklen Hof, das zwölfjährige Mädchen drängte sich ihm nach Gottfried schloß das Thor.

„Tretet in das Zimmer! Da, setzt Euch und nehmt Speise und Trank. Wo habt Ihr das Geld gelassen, das ich Euch heute Nachmittag gegeben? Ihr konntet dafür ein Nachtquartier bekommen."

„Ach Gott, ach Gott," jammerte das Weib. „Gestohlen haben sie es mir — gestohlen, gnädiger junger Herr…"

Ein scharfer Branntweindunst umschwebte das zerlumpte Weib.

„Ihr lügt! Vertrunken habt Ihr das Geld!"

„Nur ein Glas Branntwein, gnädiger Herr, nur ein kleines Glas Branntwein . . . ich war krank — ich konnt' nit weiter gehen…"

„Und um Eurer Trunksucht willen laßt Ihr Eure Kinder darben, hungern und frieren? Ihr seid ein schlechtes Weib — eine schlechte Mutter!"

„Ach Gott, ach Gott," ächzte das Weib, sein Antlitz in die Hände verbergend.

Da trat die zwölfjährige Tochter trotzig vor Gottfried

hin. Die schwarzen Augen des Mädchens blitzten zornig, die kleinen Hände ballten sich zur Faust.

„Was sagst du meiner Mutter harte Worte, du böser Mann,“ stieß sie zornig hervor, „weil sie ein Glas Branntwein getrunken hat, und hier auf deinem Tisch stehen viele geleerte Flaschen und liegt Brot und Fleisch in Überfluß? Was hat dir meine Mutter gethan? Willst du allein Wein und Bier trinken und gut essen? Ah, du bist kein guter Mann, wenn du meine Mutter deshalb schiltst.“

Gottfried starrte in die dunkelglühenden Augen des Kindes, die gleich den Lichtern eines Wolfes unter dem krausen, schwarzen Haar hervorblitzten. Die Worte des Kindes schnitten ihm in das Herz mit ätzender Schärfe. Recht, tausendmal recht hatte dieses Bettlerkind! O, wie schämte er sich jetzt seiner harten Worte! Wie verachtete er sich selbst und alle jene, die da im Sonnenschein des Lebens sich freuten und verächtlich niederschauten auf die Elenden, auf die Armen, auf die Verlorenen und Geächteten des Lebens.

„Denkt nicht mehr an meine Worte,“ sagte er mit zitternder Stimme. „Da, eßt und trinkt, und dann will ich euch eine Stelle anweisen, wo ihr ruhig schlafen könnt. Morgen müßt ihr zum Inspektor des Siechenhauses gehen, er wird euch für einige Tage beherbergen, ich will einen Brief an ihn schreiben, dann aber müßt ihr Arbeit suchen, ihr findet gewiß lohnende Arbeit — auf den Eisenhütten drüben im Walde. Ich weiß, man sucht dort Arbeiterinnen zu den leichteren Verrichtungen. Wollt ihr mir versprechen, Arbeit zu suchen?“

„Arbeit, gnädiger Herr . . . ach ja! wenn ich arbeiten könnte!“

Die hagere Frau streckte die sehnigen Arme empor, wie in heißer Sehnsucht nach dem Glück der Arbeit.

„Ich werde Euch ein Empfehlungsschreiben an einen mir bekannten Aufseher mitgeben," fuhr Gottfried fort, indem er sich an den Schreibtisch setzte. „Wie heißt Ihr?"

„Anna Polatowska, gnädiger Herr, und meine Tochter heißt Liska, und hier mein jüngstes Kind heißt Anna, wie ich, aber getauft ist es noch nicht ..."

„Noch nicht getauft?!"

„Wir sind Katholiken, und da wollte der Herr Pastor in der Stadt mein Kind nicht taufen — ich hatt' auch kein Geld, um die Gebühren zu bezahlen ..."

„Ich werde Euch Geld geben — mein Gott, mein Gott ..."

Hastig schrieb Gottfried einige Zeilen an den Inspektor des Siechenhauses in der Stadt und an den Aufseher auf den Hüttenwerken des Barons.

„Da habt Ihr die Briefe, und hier ist etwas Geld! — Und nun kommt in diese Kammer — hier könnt Ihr ungestört bleiben bis morgen. Ich werde mit meiner Mutter sprechen, sie wird für Euch sorgen."

„Dank, tausend Dank, gnädiger Herr ..."

„Nennt mich nicht so. Ich bin kein gnädiger Herr. Da geht hinein."

Mit rauher Geberde zog er seine Hand zurück, die das Weib küssen wollte. Dann schob er die Frau und die Kinder in die kleine Kammer, nachdem er ihnen ein Licht gegeben, schloß die Thür, stand eine Weile starr vor sich hinblickend da und schlug plötzlich aufschluchzend die Hände vor das Gesicht.

Da öffnete sich die Thür des Schlafzimmers seiner Eltern und seine Mutter trat heraus.

„Mit wem sprachst du, Gottfried?“

„O Mutter, Mutter, was hab' ich eben gesehen!?“

„Was ist dir?! Was ist geschehen?!“

„Komm, Mutter, setze dich hierher. Laß dir erzählen.“

Er zog sie auf das Sofa, erfaßte ihre Hände und berichtete ihr in fliegenden Worten.

„Ich vermag dieses Elend nicht anzusehen,“ schloß er tief und schmerzlich aufatmend. „Was bin ich, daß ich dem Sonnenschein des Glücks entgegengehe, während jene — ach, Mutter, ich kann den Gedanken nicht ausdenken!“

Frau Hilgers legte die Arme um die Schultern ihres Sohnes.

„Beruhige dich, Gottfried,“ sprach sie tröstend. „Geh nur getrost dem Sonnenschein entgegen; für jene Unglücklichen werde ich sorgen, sie sollen nicht in Schmach und Schande umkommen.“

Gottfried sank vor der Mutter auf die Knie nieder, küßte ihre hartgearbeiteten Hände, barg das Antlitz in ihrem Schoß und weinte so heftig, so schmerzliche und doch so glückliche Thränen, wie er seit seiner Kindheit nicht geweint hatte.

Am anderen Morgen fuhr er hinaus in die Welt — dem Glück — dem Sonnenschein entgegen.

V

Die großen Eisengießereien und Hüttenwerke des Freiherrn von Brandt lagen in dem tief eingeschnittenen Thale jenseits des Siechenberges. Tief in das Thal hinab zogen sich die finsteren Tannenwälder, während in die Flanken der Berge und die Felsenwände der Schluchten lange Stollen getrieben waren, in denen Tag und Nacht gearbeitet wurde, um das metallhaltige Erz an das Tageslicht zu fördern. Ein schnellfließender Waldbach, der Hüttenbach genannt, durchströmte das Thal und trieb mehrere Wasserhämmer, deren Pochen und Stampfen die Erde ringsum erzittern machte. In neuerer Zeit hatte man jedoch auch einige Dampfhämmer angelegt, da die Wasserkraft zu oft versagte. Am Ausgang des Thales befanden sich die ausgedehnten Eisengießereien, deren Hochöfen ohne Unterbrechung fauchten und ächzten, dichte Dampfwolken zum Himmel emporsandten und deren Flammenschein nachts weit in das Land hinausleuchtete.

Gleich einem vorweltlichen Ungetüm lag das schwarze Gemäuer da mit fauchendem, giftigem, erstickendem Atem

und gewaltigen, feurig glühenden Augen, den Eingang des Thals bewachend, das die kostbaren Erze und Schätze der Erde barg.

Nach und nach war um die Eisenwerke ein Arbeiterdorf entstanden, das schmale Thal hinaufkletternd mit den kleinen schwarzen Hütten bis oberhalb der Dampf- und Wasserhämmer, wo der Hüttenbach wohl hundert Fuß hoch über einen Felsen mit gewaltigem Geräusch niederstürzte. Vor einem halben Jahrhundert hatte an dieser Stelle ein winziges weltverlorenes Dörfchen gestanden, das nur von einigen Holzfällern und einem Forstaufseher bewohnt gewesen war. Da begann der Vater des Freiherrn von Brandt nach Eisen- und anderen Metallerzen zu schürfen; ein Eisenhammer, ein Gußwerk nach dem anderen entstand, und jetzt zählte Einöd, so hieß das Dorf, wohl seine tausend Einwohner und paßte durchaus nicht mehr zu seinem Namen. Der Teil um die Eisengießerei, in dem die Beamten des Freiherrn wohnten und dieser für seine Arbeiter große kasernenartige Häuser hatte aufführen lassen, trug auch jetzt schon den bezeichnenderen Namen „Hüttendorf"; nur die wenigen Häuschen an dem Wasserfall nannte man noch das „Einöd", eine wohlverdiente Bezeichnung, da hier vollständige Wald- und Felsenwildnis herrschte, in die selten ein Mensch eindrang. Über Einöd führte der halbverwachsene Pfad nach der St. Veit-Kapelle auf dem Siechenstein.

Heute herrschte in Hüttendorf und Einöd große Aufregung. Herr von Brandt hatte nahe der Eisengießerei eine kleine Kirche bauen lassen, die am heutigen Tage eingeweiht werden sollte. Die Arbeit in den Werkstätten

und den Gruben ruhte. Nur die Hochöfen und Dampfhämmer arbeiteten hastig keuchend und stöhnend, stampfend und pochend weiter, denn auf diesen Werken durfte die Arbeit nicht unterbrochen werden, damit die Feuersglut nicht erlosch und die flüssigen Eisen- und Erzmassen nicht erkalteten.

Die kleinen Arbeiterhäuser, großen Kasernen und Beamtenwohnungen waren festlich geschmückt. Im Gasthaus „Zum Eisenhammer" lief der Wirth aufgeregt hin und her und schalt die Aufwärter und Mägde, wenn sie nach seiner Meinung ihre Arbeiten nicht rasch genug verrichteten. Im Herrenzimmer sah es gar festlich aus, denn der Freiherr gab hier seinen Beamten und einigen Herren aus der Stadt Aldendorff ein Mahl; in der gewöhnlichen Gaststube war auch einige Ordnung geschaffen worden, denn wenn auch die Festlichkeit für die Arbeiter auf der Eisengießerei selbst abgehalten wurde, so konnte man doch am Nachmittag und Abend regen Besuch erwarten. Noch war es aber leer im Gasthaus, denn der feierliche Gottesdienst in der neuen Kirche hatte begonnen und die Einwohnerschaft von Hüttendorf und Einöd war in der Kirche versammelt.

Nur ein junger Arbeiter, eine kräftige Gestalt mit rotbraunem Gesicht, aus dem die grauen Augen scharf und ein wenig finster hervorsahen, saß in der Gaststube, stemmte den Ellbogen auf die Fensterbank, legte das Kinn in die harte, schwärzliche Hand und starrte düsteren Blickes zu der festlich geschmückten Kirche hinüber, vor deren Portal mehrere elegante Equipagen hielten.

„Sie gehen nicht in die Kirche, Petermann?" fragte

der Wirt, dem einsamen Gast ein Glas Bier vorsetzend.

„Nein," entgegnete kurz und mürrisch der Gefragte. „Was soll ich dort? Ich hasse das Geplärre."

„Ei, ei, lassen Sie das den gnädigen Herrn nicht hören!"

„Lassen Sie mich in Ruh mit Ihrem gnädigen Herrn. Was geht mich seine Kirche und sein Gott an? Ich hab' ihm meine Arbeitskraft verkauft, meine Fäuste und meine Arme, um das andere kümmere ich mich nicht, und er braucht sich um mich nicht zu kümmern."

„Aber er ist doch ein gütiger Herr gegen seine Arbeiter."

„Gütiger Herr?! — Als ob wir seine Sklaven wären! — Ja, seine Lohnsklaven sind wir — das weiß der Teufel!"

Mit wuchtiger Faust schlug er auf den Tisch, daß die Gläser erzitterten.

„Nun, nun," begütigte der Wirt. „Ganz so schlimm ist's doch wohl nicht. Wohnen Sie noch immer in Einöd?"

„Ja."

„Bei der Anna Polatowska?"

„Ja — aber was geht das Sie an?"

„O nichts — gar nichts. — Die Liska ist ein hübsches Mädchen geworden . . ."

„Schweigen Sie von der Liska!"

„Na, na — sie ist ja jetzt in der Stadt, um einen Dienst anzunehmen."

„Ich weiß es. Und nun laßt mich in Ruh mit Eurem Geschwätz — da kommen neue Gäste."

Über den Hof des Gasthauses kam eine seltsame Gesellschaft, verkrümmte, lahme, einarmige, hinkende Burschen mit verzerrten, grinsenden Gesichtern.

„Ah, das sind die alten Knaben aus dem Siechenhause,“ rief der Wirt nicht gerade sehr erfreut. „Die müssen natürlich stets da sein, wenn ein Fest gefeiert wird. ’s fällt ja dann und wann ein Brocken für sie ab.“

„Gönnt’s den armseligen Ludern.“

„Ja, ich gönn’s ihnen schon . . .“

Die Thür öffnete sich, und August Knille, Christian Nöldeke, Willem Poppe und Konrad Hedderich traten oder hinkten vielmehr herein.

„Na, seid ihr auch wieder mal da?“ fragte der Wirt. „Geht in die Küche und laßt euch ’ne Suppe geben.“

„Hat sich was mit der Suppe, Eisenhammer-Wirt,“ grinste August Knille. „Heute bezahlen wir, was wir verzehren. — Da ist Geld!“

Er warf ein Dreimarkstück klirrend auf den Tisch.

„Alle Wetter, wo habt Ihr denn das gebettelt?“

„Nix da mit betteln! Das hört jetzt auf,“ rief Christian Nöldeke, der abgeschnittene Riese. „Das ist unser Deputat, was wir jetzt jede Woche bekommen.“

„Sieh mal einer an! Von wem denn?“

„Von dem jungen Herrn Pfarrer, den Ihr nächstens hierher kriegt.“

„Von dem Kandidaten Hilgers?!“

„Ja, grad’ von dem.“

„Das glaub’ Euch ein anderer. Der hat ja selbst noch nichts zum Anbeißen.“

„Was? — Als Hauslehrer und Schloßprediger des Herrn Major?“

„Na, mit dem Schloßprediger ist das so 'ne Sache. Aber da ihr Geld habt, was kann ich euch geben?“

„'nen ordentliches Frühstück und für jeden einen tüchtigen Schluck Branntwein. Aber vom feinsten!“

„Gewiß, gewiß.“

Der Wirt ging hinaus und die vier Invaliden ließen sich an dem Tisch nieder, vergnügt mit ihrem Geld klappernd. Der Eisenarbeiter blickte sie finster an.

„Erzlumpen seid ihr doch,“ brummte er zornig, „daß ihr das Bettelgeld von dem Pfaffen nehmt.“

„Ei was, sein Geld ist gerad' so gut, wie das von 'nem andern. Weshalb sollten's wir nicht nehmen, ist er doch der Sohn unseres alten Freundes Reinhard Hilgers. Schad' nur, daß Frau Kathrine, seine Mutter, diesen Tag nicht mit erleben konnte. Aber seit einiger Zeit kränkelt sie und verläßt ihren Lehnstuhl kaum. Die arme Frau, das fortwährende Stehen am Waschfaß hat ihr die Gicht eingebracht, jetzt wo sie das Waschen für andere Leute nicht mehr nötig hat.“

„Wie lange ist der junge Pfaffe schon auf Schloß Aldendorff?“ fragte der Eisenarbeiter.

„Seit einem Jahr. Als Lehrer des jungen Barons und der jungen Baronesse. Und ein gelehrter Herr ist er geworden.“

„Und fromm,“ setzte Christian Nöldeke hinzu.

„Er kann die ganze Bibel und den Katechismus auswendig,“ meinte Willem Poppe.

„Un — un — dat Gesangbauk dartau," stammelte Konrad Hedderich.

„Da kann er was recht's," stieß der Eisenarbeiter heraus.

„Na, meint Ihr, alle Menschen sollten in die Erzgruben fahren, wie Ihr?"

„Arbeiten sollen sie wenigstens. Das Pfaffen- und Gelehrtenhandwerk ist keine Arbeit."

„Lieber Freund, davon versteht Ihr nichts —"

„Ihr etwa?"

„Mehr als Ihr jedenfalls," entgegnete August Knille stolz.

„Donnerwetter, die Kirche ist aus!" rief in diesem Augenblick Willem Poppe.

Die Glocken setzten mit vollem, melodischem Klang ein. Die Pforten der Kirche öffneten sich, und die Menge strömte heraus, zu beiden Seiten des Weges Spalier bildend. Dann trat der Freiherr in Begleitung seiner Gattin und seiner ältesten Tochter Hilma in das Freie. Bürgermeister Kippling, einige andere Herren aus der Stadt und die Beamten des Eisenwerkes folgten.

Zögernd blieb der Major stehen und blickte sich suchend um. „Wo ist Pastor Neumann?" fragte er den Kirchendiener.

„Der Herr Pastor wird wohl noch mit dem Herrn Kandidaten in der Sakristei sein, Herr Baron. Soll ich sie rufen?"

„Nein, lassen Sie nur. Sagen Sie den Herren, wir erwarteten sie im Gasthaus."

„Sehr wohl, Herr Baron."

Die vornehme Gesellschaft schritt schweigend dem nahen Gasthause zu. Sie schien unter einem jeden tief bewegenden Eindruck zu stehen; nur einzelne flüsternde Fragen und Antworten, sonst das ernste Schweigen einer innerlichen Erregung.

„Wie hat dir die Predigt unseres Kandidaten gefallen?“ fragte der Baron seine Gattin.

„Recht gut,“ entgegnete diese. „Nur schien sie mir etwas zu ernst und streng.“

„Das ist's, was mir gerade so sehr gefallen hat. Ich habe mich in Gottfried nicht getäuscht, er ist geworden, was ich wünschte: ein ernster, strenger Christ und Diener der Kirche. Ich werde ihm unbedenklich die Gemeinde hier anvertrauen dürfen.“

Hilma blickte mit den großen, tiefblauen Augen nachdenklich sinnend in die Weite. Ihr war das Herz so voll und schwer, sie vermochte nicht zu sagen, was sie bedrückte, aber wie eine Zentnerlast ruhte ein beängstigendes Gefühl auf ihrem Herzen.

In der Sakristei der kleinen Kirche kniete Gottfried Hilgers vor einem Christusbilde im stillen Gebet. Pastor Neumann trat lächelnd auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Nun lassen Sie es genug sein, mein junger Freund. Der liebe Gott sieht nicht auf ein langes Gebet, sondern auf ein rechtes Gebet.“

Gottfried erhob sich. „Ich hoffe, daß mein Gebet Gnade vor Gott gefunden hat,“ entgegnete er finster.

„Ich hoffe es auch, mein lieber junger Freund. Wer so streng gegen sich selbst ist, so ernst strebend wie Sie, der wird Gnade finden.“

„Auf den Glauben kommt es an, Herr Pfarrer . . .“

„Ja, auf den Glauben, gewiß, mein junger Freund. Aber auch auf die Liebe — die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. Und gerade diese Liebe habe ich heute in Ihrer Predigt vermißt. Sie sind zu streng, zu ernst . . .“

„Ich weiß es, daß mir noch viel mangelt. Ich strebe nach der Vollkommenheit. Ich habe den Glauben, der Glaube wird mich auch die Liebe lehren.“

„Nehmen Sie es nicht so ernst, lieber Freund,“ entgegnete der Pfarrer. „Lieber Gott, das Leben ist so schwer, auch für unsereins, da darf man nicht zu streng gegen sich und andere sein. Sehen Sie, ich thue meine Pflicht, so gut ich vermag. Kommt ein Mühseliger zu mir, ich suche ihn zu trösten; spricht mich ein Armer an, er geht nicht unbeschenkt von mir — was soll ich anderes thun? Ich muß doch auch für mich und die Meinigen sorgen. Der liebe Gott wird mir verzeihen, wenn ich einmal um diese Sorge die Sorge um die anderen, mir Fernerstehenden, vergesse. Ich verdamme nicht, damit ich nicht verdammt werde. Ich lasse jedem sein Recht, jedem seinen Glauben und jedem auch seine Art Gott dienen. Wir sind allzumal Sünder und haben die Barmherzigkeit Gottes nötig. Darum sollen wir auch Milde üben unseren Mitmenschen gegenüber.“

„Auch da, wo uns der Unglauben entgegentritt?“

„Was heißt Unglauben? — Beten wir doch alle zu einem Gott. Wenn nun dieser oder der diesen oder jenen Buchstaben des Gesetzes nicht für wahr hält, sind wir zum Richter über ihn berufen? Glaubt er nur an den

allgütigen Gott dort oben, dann mag ihm der Gesetzesunglauben verziehen werden."

„Und so glauben Sie, Herr Pfarrer, Ihre Pflicht als Priester, als Diener der Kirche, als Hirte Ihrer Gemeinde erfüllen zu können?"

„Ich bin dessen gewiß. Werden Sie älter, lernen Sie ruhiger denken, dann werden Sie mir recht geben. Wir ändern die Welt nicht, lassen Sie uns die Welt nehmen, wie sie ist; sie ist das Werk des Allmächtigen, so muß sie schon gut sein. — Doch nun kommen Sie. Man erwartet uns bereits im Gasthaus. Der Baron wird über Ihre Predigt entzückt sein, Sie haben ihm aus der Seele gesprochen, auch er denkt so ernst und streng. Aber jetzt wollen wir den Ernst und die Strenge vergessen und uns heiter den Freuden der Geselligkeit hingeben. Kommen Sie, junger Freund — kommen Sie."

Er nickte Gottfried lächelnd zu und schritt eilig durch die Kirche. Langsamer folgte der junge Geistliche, die düsteren Augen in sinnendem Ernst zu Boden gesenkt.

VI

Nach dem feierlichen Essen im Gasthaus „Zum Eisenhammer" begab man sich auf den Festplatz, wo sich die Familien der Arbeiter in fröhlichen Spielen und lustigen Tänzen auf das herrlichste amüsierten. Auch die Bewohner des Siechenhauses mischten sich unter die fröhliche Menge, die in begeistertes Hochrufen ausbrach, als der Freiherr mit seiner Familie und den Herren und Damen der Gesellschaft den Festplatz betrat. Auf dem Ehrensitz unter einem guirlandengeschmückten Zeltdach nahm der Major inmitten seiner Beamten und Gäste Platz, um eine Weile dem fröhlichen Treiben des Volksfestes zuzuschauen. Hilma dagegen erbat sich die Erlaubnis, einen Gang in das Dorf machen zu dürfen.

„Ah, du willst deine Kranken besuchen," entgegnete der Major gütig lächelnd. „Geh nur, mein Kind, und hier hast du etwas für deine Pflegebefohlenen."

Er reichte Hilma seine mit Goldstücken angefüllte Börse. „Ich danke dir, Vater, im Namen meiner Armen und Kranken."

„Sieh nur zu, daß das Geld in die richtigen Hände kommt. Falsch angewendet, ist das Geld der schlimmste Feind des Menschen.“

„Ich werde acht geben, Vater.“

Sie wandte sich zum Gehen, als Gottfried zu ihr trat. „Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich Sie begleite? Als künftiger Pfarrer der Gemeinde möchte ich jetzt schon die Armen und Elenden kennen lernen und ihnen helfen, sie trösten, soweit es in meinen schwachen Kräften steht.“

„Sie sind sehr gütig. Ihre Begleitung wird mir sehr angenehm sein.“

Es war seltsam, mit welcher Förmlichkeit die beiden jungen Menschen miteinander verkehrten, die doch in ihrer Kindheit gemeinsam gespielt und bis vor wenigen Jahren durch enge Freundschaft verbunden gewesen waren. Aber seit jenem Tage, da sie von dem griechischen Tempel aus das leichtfertige Spiel Hans Hennings und Christel Neumanns beobachtet hatten, war eine Entfremdung eingetreten, welche mit den Jahren beständig zunahm. Als Gottfried noch beendigtem Studium als Hauslehrer in das Schloß des Majors zurückkehrte, trat ihm Hilma als eine vornehme junge Dame der Welt mit einer Zurückhaltung entgegen, welche jede vertrauliche Annäherung verbot. Zuweilen versuchte Gottfried die Erinnerung an eine frühere Zeit zu erwecken, aber diese schien für immer versunken und vergessen. Nicht der leiseste Ton ihrer Stimme, nicht ein flüchtiger Blick ihres großen tiefblauen Auges erinnerte daran, daß jene glückliche fröhliche Zeit gewesen, in der sie Hand in Hand den weiten Park und

Wald und Feld durchstreift, Blumen am Rande des Baches gepflückt und sie zum duftigen Kranz gewunden. Vergessen — versunken! Er war der arme Kandidat der Theologie — der Hauslehrer — sie die vornehme junge Dame, die auf ihn als auf einen höheren Diener ihres Hauses stolz herabsah! Ein brennender schmerzlicher Trotz wühlte sich immer tiefer in sein Herz, das so sehr nach Glück, Liebe und Sonnenschein verlangte und nur Stolz und Hochmut, eitlen Glanz des Reichtums, prahlerische Pracht — und unsägliches Elend auf dieser Welt gefunden hatte.

„Ich werde meinen Weg machen," flüsterte er mit knirschenden Zähnen. „Sie soll eingestehen, daß ich ebenso wie sie auf der Höhe des Lebens stehe, wenn auch nicht durch Reichtum und vornehme Geburt unterstützt."

Er betrachtete seinen Aufenthalt in Aldendorff und das Pfarramt in Hüttendorf und Einöd nur als einen Übergang, als eine Stufe zu höheren Stellungen. Nicht umsonst hatte er bereits in einer Kirche der Residenz mehrmals gepredigt und die Aufmerksamkeit der höchsten Kreise auf sich gezogen: nicht umsonst hatte er Tag und Nacht über seinem Buche gesessen, welches „Die Not der Zeit" betitelt war und den inneren Unfrieden der Gesellschaft auf den allgemein herrschenden Unglauben zurückführte. Das Buch war erschienen und hatte ihm die Anerkennung der maßgebenden Kreise der Kirche eingetragen. Wenn er fortfuhr, in dieser Weise zu arbeiten, zu streben, dann war ihm eine Berufung nach der Residenz sicher. Der Weg zu Ruhm, zu hoher Stellung stand ihm dann offen.

Eine Weile schritten Hilma und Gottfried schweigend neben einander dahin. Plötzlich sahen sie sich umringt von den vier Insassen des Siechenhauses, die sich mit freundlichem Grinsen an Gottfried herandrängten.

„Wir haben Ihnen noch nicht gedankt, Herr Pastor,“ sagte August Knille, „für das Geldgeschenk zum heutigen Tage . . .“

„Es ist gut,“ entgegnete Gottfried hastig. „Ihr braucht mir nicht zu danken. Ich sehe, ihr habt das Geld schon in Speis' und Trank angelegt — ich hoffte, ihr würdet euch Kleidung dafür anschaffen.“

„Was brauchen wir feine Kleider?“ lachte Willem Poppe. „Die alten Jacken thun's auch noch. „Aber einen lustigen Tag wollen wir uns heute machen — juchhe!“

Er schwenkte seine mottenzerfressene Pelzkappe und Christian Nöldeke, der abgeschnittene Riese, stimmte johlend mit in das Juchhe seines halbberauschten Kameraden ein.

„Lassen Sie uns gehen, gnädiges Fräulein,“ wandte sich Gottfried an Hilma. „Das ist kein Anblick für Sie.“

„Weshalb nicht? Ich denke, wenn Not und Elend uns entgegentreten, sollen wir uns nicht stolz abwenden.“

„O diese Burschen leiden keine Not!“

„Aber sie sind arm und elend — sie leiden Not im Geist und im Herzen.“

„Sie kennen kein besseres Leben . . .“

„Da, meine braven Burschen,“ sprach Hilma, August Knille ein Geldstück in die Hand drückend, „macht euch einen vergnügten Tag.“

„Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, im Namen

meiner Freunde. — Kinders, das gnädige Fräulein soll leben — vivat hoch — hoch — und abermals hoch!"

Die drei Krüppel stimmten begeistert ein, während sich Hilma rasch entfernte.

„Sie hätten den Leuten das Geld nicht geben sollen, gnädiges Fräulein," meinte Gottfried mit ernstem Vorwurf.

„Weshalb nicht? Sie sind so elend, so erbarmungswürdig, daß man ihnen den vergnügten Tag schon gönnen kann."

„Sie sind unverbesserliche Trunkenbolde."

„Durch das Elend ihres Lebens dahin gekommen. Erbarmen Sie sich ihrer, heben Sie sie empor aus dem Elend ihres Lebens, aus der Not ihres Geistes und Herzens und sie werden bessere Menschen werden."

„Wie sollte das geschehen?"

„Ich denke es mir als die schönste Aufgabe eines Priesters, diesen Elenden ein Berater, ein Helfer, Freund und Bruder zu sein."

„Die Reichen brauchen oft mehr das Wort Gottes, wie die Armen."

„Aber die Armen und Elenden brauchen den Trost des liebevollen Erbarmens. — Doch sehen Sie da drüben das Hüttchen am Felsenabhang? dort wohnt eine arme, kranke Frau, die ich schon mehrere Male besucht habe. Lassen Sie uns dorthin gehen. Ich sah sie nicht auf dem Festplatz, gewiß ist sie wieder krank."

Fast zerdrückt von der Wucht des überhängenden Felsens lag die armselige Hütte da, umgeben von einem verwahrlosten Garten. Die Sonne flimmerte in den erblindeten Fensterscheiben, die hier und da mit Papier

verklebt wareu. Vor der Hausthür saß ein krankes Weib, ein Kind von sechs Jahren spielte im Steingeröll zu den Füßen der Frau, ein junger, kräftiger Arbeiter lehnte an dem Thürpfosten und schaute mit finsteren Blicken den Näherkommenden entgegen.

Gottfried erschrak. War das nicht das polnische Weib, welches in der Nacht vor seiner Abreise zur Universität am Siechenhause Einlaß begehrt hatte?

Die Kranke erhob sich, wankte Hilma entgegen und küßte die Hände des jungen Mädchens.

„Wie geht es Euch, Anna Polatowska? Hat die Medizin und der Wein geholfen?“

„Ich danke der gnädigsten Baronin,“ entgegnete das Weib mit zitternder Stimme. „Ja, ich fühle mich besser und stärker, und mein Kind ist wieder gesund. Ich denk’ in einigen Wochen wieder zur Arbeit gehen zu können.“

„Ihr sollt’ nicht mehr zur Arbeit gehen, Anna Polatowska. Die Arbeit in den Eisenwerken schadet Eurer Brust. In der waldigen Umgebung hier, werdet ihr gesund werden. Ich werde dafür sorgen, daß es Euch an nichts mangelt. — Herr Petermann,“ wandte sich die junge Dame dann an den Arbeiter, der in schweigendem Trotz dastand, „Sie wohnen noch immer hier?“

„Ja, gnädiges Fräulein.“

„Das ist gut. Sie sind ein treuer Mensch, Ihnen kann ich die Sorge für Anna Polatowska übergeben. Wollen Sie, bitte, dieses Geld annehmen und davon alle Bedürfnisse für Anna und ihr Kind bestreiten?“

Sie reichte dem jungen Arbeiter einige Goldstücke.

„Ich danke im Namen der armen Frau, gnädiges

Fräulein," entgegnete Heinrich Petermann finster. „Ich habe nicht das Recht das Geld zurückzuweisen, aber glauben Sie mir, gnädiges Fräulein, daß ich keinen Pfennig dieses reichen Almosens für mich verwende. Ich werde Ihnen Rechenschaft darüber ablegen."

„Nun," meinte Hilma lächelnd, „ich werde nicht böse sein, wenn Sie eine Kleinigkeit davon für sich behalten."

„Ich bin kein Bettler, gnädiges Fräulein, ich verlange kein Almosen."

„Ich weiß, Sie sind ein fleißiger Arbeiter."

„Ich thue meine Arbeit, weil ich muß ..."

„Weil Sie müssen?"

„Ja, wie das liebe Vieh."

„Aber, Petermann ..."

„Wie das liebe Vieh, das auch für sein Futter sich von seinem Herrn plagen, schinden, stoßen und schlagen lassen muß."

„Und solche Behandlung sollte Ihnen zuteil werden?"

„Ja, wenn auch nicht mit der Peitsche und dem Knüttel, so doch mit Worten und Blicken."

„Sie sind vergällt — empfindlich. Weshalb beteiligen Sie sich nicht an dem Feste?"

„Weil es kein Fest für mich ist."

„Sie waren auch nicht in der Kirche?"

„Nein — was soll ich da?"

„Hier steht der Herr, welcher demnächst Ihr Pfarrer und Seelsorger werden soll."

„Der meinige nicht."

Mit Erstaunen hatte Gottfried diese Unterredung angehört. Welch ein Abgrund eröffnete sich seinen Augen! Der Zorn quoll heiß in seinem Herzen empor. Er konnte sich nicht mäßigen, in stolzer Haltung trat er auf den trotzigen Mann zu.

„Sie sind ein Ruchloser!" rief er. „Die Strafe des Himmels wird Sie treffen!"

Petermann lachte spöttisch auf.

„Sparen Sie Ihre Worte, Herr Kandidat," entgegnete er in trotziger Ruhe. „Ich weiß, was ich zu thun, zu denken und zu sagen habe. — Nochmals, gnädiges Fräulein, meinen Dank für die Gabe im Interesse dieser kranken Frau. Leben Sie wohl."

Er grüßte kurz und ging in die Hütte.

„Es ist unerhört — dieser Trotz!" rief Gottfried.

„Der arme Mensch!" sprach Hilma im Tone des tiefsten Mitleids.

„Hören Sie nicht auf seine Worte, gnädigste Herrin," bat die Polin. „Er meint's nicht so schlimm, er ist ein herzensguter Bursche. Wie hat er mich in meiner letzten Krankheit gepflegt — als wenn er mein Sohn wäre."

„Weshalb ist Eure Tochter Liska nicht bei Euch?"

„Sie ist in der Stadt, gnädigste Herrin, in einem guten Dienst, den sie nicht verlassen konnte. Es geht ihr sehr gut."

„Das freut mich. Und nun lebt wohl und pflegt Euch ordentlich."

Die Polin küßte den Saum des Kleides Hilmas. Diese nickte der Frau freundlich zu und entfernte sich.

„Sie sehen,“ sprach sie zu Gottfried gewandt, „welche reiche Arbeit Ihrer harrt.“

„Ich bewundere Sie, gnädiges Fräulein. Aber hier ist alles umsonst. Dieser Trotz — dieser Unglaube — diese Wildheit des Herzens . . .“

„Sie thun den Leuten Unrecht. Ihre Herzen sind weich und mild, es fehlt nur das rechte Wort, ihre Herzen zu öffnen — das Wort der Liebe — des Vertrauens. Meine armselige Kraft vermag hier nichts — ein Stärkerer muß kommen, als ich, der die Herzen bezwingt, der die Herzen der Liebe, der Barmherzigkeit, dem Vertrauen, dem Glauben wieder öffnet. Aber wo diesen starken, liebenden, hingebenden, vertrauenden, niemals verdammenden Mann finden, der dieses Wunder vollbringen kann?“

„Es müßte ein Gott sein!“

„Nein, ein Mensch, der sich selbst zum Opfer bringt. Aber wer ist heute eines solchen Opfers fähig?“

Sie schwieg, mit großen starren Augen zum Himmel aufblickend, der sich in lichter Reinheit, in stiller, ruhiger Klarheit über dem lärmerfüllten Thale wölbte. Gottfried fand kein Wort der Erwiderung, er senkte das Haupt, wie in tiefer Beschämung. In seinem Herzen flüsterte eine Stimme: „Sei du dieser Mensch — bring' du dich zum Opfer — dich selbst, deine Wünsche, deinen Ehrgeiz, deine Hoffnung, deine Liebe! Überwinde dich selbst — werde ein Freund, ein Bruder der Armen, der Elenden, der Kranken, der Verfolgten, der Ausgestoßenen und du wirst den Sieg erringen über Trotz und Unglauben, Haß und Zwietracht, Sünde und Tod!“

Schon öffnete er die Lippen, um es auszusprechen, daß er zu dem Opfer bereit sei — da fiel sein Auge auf die herrliche, schlanke, in der Blüte der Jugend und Schönheit prangende Gestalt Hilmas, und vorüber war die opferfreudige Wallung seines Herzens — die Sehnsucht nach menschlichem Glück, nach irdischer Liebe hielt sein Herz in unlöslichen Banden.

VII

Zum Herbst siedelte die Familie des Freiherrn, der Mitglied des Reichstags war, nach Berlin über. Unter den „Linden" wurde eine große Wohnung gemietet, deren Salons bald für die erste Gesellschaft der Hauptstadt der Sammelpunkt wurde. Die Hofgesellschaft, die parlamentarischen Führer der konservativen Partei füllten an den Empfangsabenden die glänzend ausgestatteten Räume der von Brandtschen Wohnung; durch Hans Henning, der zur Militär-Turnanstalt nach Berlin kommandiert war, kam in die etwas ernste und steife Geselligkeit das belebende Element der jüngeren Offiziere, die es sich nicht nehmen ließen, die schöne Tochter des Hauses zu umschwärmen. Gottfried sah mit geheimer Eifersucht auf die Offiziere, welche ohne Scheu Hilma ihre Huldigungen darbringen konnten, und die von Hilma mit liebenswürdiger Freundlichkeit behandelt wurden, während sie ihm gegenüber von kühler Zurückhaltung blieb. In seinem Herzen loderte die Liebe zu dem schönen Mädchen heftiger denn je empor. Er mußte sich gewaltsam bezwingen, um

ihr nicht mit leidenschaftlichen Worten seine Liebe zu gestehen und die Welt nicht seine geheime Leidenschaft merken zu lassen. Dabei arbeitete er mit rastlosem Eifer. Er stürzte sich in die politische Bewegung, die gerade in diesem Winter gewaltige Wellen schlug und auch die kirchlichen Kreise ergriffen hatte. Die soziale Gefahr, die immer drohender anschwoll, hatte die Kirche aus ihrer Ruhe geschreckt; mit den Waffen des Glaubens, des Wissens, der Frömmigkeit warfen sich die Diener der Kirche der verderbenbringenden Macht entgegen, die gleich dem wilden Heere Loki's aus dem Chaos der Volksleidenschaften emporstieg, um alle Banden der Sitte, der Gesetze, des Herkommens zu zerreißen. In der Mitte des Kampfes gegen die unheimliche Macht der aufgestachelten Leidenschaften stand die markante Gestalt eines hochgestellten Geistlichen, des Konsistorialpräsidenten Schomberg. In Wort und Schrift, in Parlament und Volksversammlungen, in Schule und Kirche war dieser Mann unermüdlich thätig, um die furchtbare Gefahr zu beschwören, um das Gift der verderbenbringenden Krankheit aus der Seele des Volkes zu bannen und Glauben und Vertrauen auf eine göttliche Weltordnung in den Herzen der Armen, der Notleidenden wieder zu erwecken.

An diesen Mann schloß sich Gottfried eng an und hatte die Genugthuung, daß der Präsident ihn bald als wertvollen Genossen in dem Kampfe betrachtete.

„Sie dürfen nicht wieder nach dem kleinen Aldendorff zurückkehren, lieber Freund," sagte er eines Abends zu Gottfried, als sie aus einer Volksversammlung kamen in der der junge Geistliche eine mit brausendem Beifall

aufgenommene Rede über den Unglauben der Zeit gehalten hatte. „Was wollen Sie dort in dem weltverlorenen Erdenwinkel? Ihre große Begabung für den sozialen Kampf der Zeit weist Sie auf einen anderen Platz hin. Ich werde dafür sorgen, daß Sie hier in Berlin bleiben.“

„Ich danke Ihnen, Herr Präsident,“ entgegnete Gottfried bewegt und von froher Hoffnung erfüllt. „Mein Wunsch war es von je, in den Kampf der Zeit eingreifen zu dürfen, den Unglauben der Zeit, dieses Erzübel, zu bekämpfen an hervorragender Stelle, in der vordersten Reihe.“

„Sie sollen in der ersten Reihe der Phalanx stehen. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf. An der Domkirche ist die Stelle eines Hilfspredigers zu besetzen — bewerben Sie sich um die Stelle, alles andere lassen Sie meine Sorge sein.“

„Dank, tausend Dank, Herr Präsident.“

„Sie sind freilich noch ein wenig jung, aber besondere Verdienste entschuldigen eine Ausnahme. Und nun leben Sie wohl, mein junger Freund. Unsere Wege trennen sich hier.“

Er schüttelte Gottfried freundschaftlich die Hand und stieg in seinen Wagen, der rasch davoneilte, während Gottfried den Heimweg zu Fuß fortsetzte.

Die Volksversammlung hatte weit im Osten der Millionenstadt stattgefunden. Fast die ganze Stadt mußte der junge Geistliche durchqueren, um nach den Linden zu gelangen. Aber dieser weite Marsch war ihm in der erregten Stimmung, in der er sich befand, gerade angenehm.

In hastigen Schritten eilte er dahin, während hoffnungsfrohe Gedanken seinen Geist durchstürmten. Er stand auf der ersten Sprosse der Leiter, und an ihm lag es nun, weiter zu steigen, bis er das Ziel seiner hochfliegenden Wünsche erreicht haben würde. Wenn er am Ziel angelangt war, wenn er den Weg vollendet hatte, der ihn bis an die Stufen des kaiserlichen Thrones führen sollte, dann konnte er auch vor das stolze Mädchen hintreten, dann konnte er frei und offen von seiner Liebe sprechen und kühn die Hand nach dem Kranz der Liebe ausstrecken, nachdem sie den Lorbeerkranz des Ruhmes und des Ansehens bereits ergriffen. Aber Jahre konnten noch vergehen, bis er sein Ziel erreicht — es war vielleicht zu spät für ihn, den Kranz der Liebe zu gewinnen — er mußte jetzt schon kämpfen um seine Liebe, er mußte jetzt schon des endlichen Sieges gewiß sein können. Er mußte sprechen, er durfte nicht mehr in scheuer Ängstlichkeit zur Seite stehen, während vielleicht eines anderen Mannes Bild sich in Hilmas Herz schlich. Sie mußte ihn hören und mußte wissen, daß er sie liebte, grenzenlos, rasend liebte, daß er um sie kämpfen, daß er den Siegeskranz ihr zu Füßen legen wollte. Und sie würde ihn nicht zurückstoßen! Trotz ihrer Zurückhaltung brach oft ein Strahl verhaltener Leidenschaft aus ihrem Auge, an dem sich seine Hoffnung stets von neuem entzündete.

Ein wüstes Geschrei entriß ihn seinen Gedanken. Eine Menschenmenge wälzte sich die Straße entlang, johlend, schreiend, pfeifend, lärmend. Frauen und Kinder befanden sich in der Menge und schrien und lärmten mit. Wilde, halbzerlumpte Gestalten schwangen Knüttel und

stießen Drohungen und Verwünschungen aus. Geputzte Dirnen flohen kreischend vor dem Haufen daher. Halbwüchsige Burschen ergriffen sie und trieben rohe Scherze mit ihnen. Die anderen lachten, brüllten und heulten.

So wälzte sich der Haufen die enge Straße entlang. Mehrere Schutzleute warfen sich ihnen entgegen, sie wurden niedergeschlagen. Die Pfeifen der Schutzleute schrillten· Von allen Seiten eilten die Polizisten herbei und versuchten die Menge auseinanderzutreiben. Ein wütender Kampf entspann sich. Die Schutzleute zogen die Säbel und hieben schonungslos auf die Menge ein, die sich mit Knütteln und Steinen wehrte, so gut sie konnte.

Schaudernd preßte sich Gottfried in die Nische einer Hausthür, um nicht mit in den wilden Kampf gerissen zu werden. Da klang das Getrappel von Pferdehufen auf dem Pflaster. Ein Zug berittener Schutzleute jagte daher und griff die wütende Menge an, die sich jetzt, aufheulend und schreiend, zerstreute, verfolgt von der durch den Kampf aufgeregten Schutzmannschaft.

In wenigen Minuten war die Straße geleert, nur einige dunkle Gestalten der Verwundeten und — Getöteten blieben auf dem Pflaster zurück.

Nicht weit von Gottfried lagen zwei Gestalten regungslos da. In dem zitternden Licht der Straßenlaterne glaubte der junge Geistliche in einer der Gestalten ein weibliches Wesen zu erkennen. Er näherte sich ihr, das Herz erfüllt von schmerzlichem Grausen.

Da richtete sich der zweite Gefallene mühsam empor, schaute sich um, fuhr sich mit der Hand durch die blutigen Haare und taumelte auf die weibliche Gestalt

an seiner Seite nieder, sie mit wildem Griff umklammernd.

Gottfried beugte sich mitleidsvoll zu ihnen herab. Er erkannte einen jungen Arbeiter und ein junges Frauenzimmer — einer jene erbarmungswürdigen elenden Geschöpfe, die nachts die Straßen der Millionenstadt durchwandern.

„Kann ich Ihnen helfen?“ fragte Gottfried mit zitternder Stimme.

Der junge Arbeiter fuhr empor. „Wer sind Sie? — Was wollen Sie?“

„Ihnen helfen. — Sind Sie verwundet?“

„O ich — was macht die Schramme an der Stirne! — Aber diese da — das elende, erbärmliche Geschöpf — auch sie haben sie niedergeritten — die Hunde!“

Drohend streckte er die geballten Fäuste empor. „Ich wollte sie dem Gewühl entreißen, ich hatte sie endlich wiedergefunden — ich wollte sie retten — da brausten sie heran, und die Klingen der Schutzleute sausten uns um die Ohren, und die Hufe der Gäule schmetterten uns zu Boden. Ah, Gerechtigkeit — Gerechtigkeit!“

„Lassen Sie uns von hier fortgehen. Die Polizisten könnten zurückkommen und Sie verhaften.“

„Sie haben recht. Wollen Sie mir helfen, die Unglückliche da in meine Wohnung zu schaffen?“

„Gern. Wo wohnen Sie?“

„Ganz in der Nähe. In jenem Keller habe ich eine kleine Schlosserei.“

„Gut, tragen wir Ihre Freundin dahin . . .“

Sie hoben die Bewußtlose empor und trugen sie

fort. Unter einer Laterne angekommen, stutzte der junge Arbeiter.

„Ich sollte Sie kennen, Herr?“

„Ich Sie auch. Waren Sie diesen Sommer nicht in Hüttendorf beschäftigt?“

„Allerdings. Mein Name ist Heinrich Petermann, und Sie — Sie sind der junge Pastor Hilgers!“

„Der bin ich . . .“

„Ach, hätt' ich's eher gewußt, ich hätte Sie nicht um Hilfe angesprochen.“

„Weshalb nicht?“

„Weil ich die Schwarzröcke hasse!“

„Was haben wir Ihnen gethan?“

„Sie machen das Volk dumm — doch einerlei, da Sie nun einmal da sind, mögen Sie mir auch helfen, diese Unglückliche in mein Zimmer zu bringen.“

Nach wenigen Schritten war die Kellerwohnung Petermanns erreicht. Der Schlosser öffnete die Thür, und auf dunkler, schlüpfriger Treppe stiegen sie in den Keller hinab, der nur zwei Räume enthielt, eine Werkstatt und einen kleinen Schlafraum. Bei dem Schein der Laterne, welche sich gerade vor der Kellerthür befand, legten Gottfried und Heinrich Petermann die noch immer Bewußtlose auf das kärgliche Lager des Schlossers. Dann machte dieser Licht und zog die Vorhänge vor dem kleinen Fenster zu.

„So — und nun versuchen Sie Ihr Heil,“ sagte er finster, „ob Sie das Mädchen wieder ins Leben zurückbeten können, Sie heiliger Mann Sie!“

„Freveln Sie nicht, Heinrich Petermann. Holen Sie

frisches Wasser — vielleicht haben Sie auch etwas Branntwein da."

„Beides ist vorhanden . . . Wasser und Branntwein. Wasser allein thut's freilich nicht, heißt es ja wohl in dem Katechismus."

„Wenn ich Ihnen helfen soll, so unterlassen Sie den Spott," entgegnete Gottfried ernst und streng.

„Gut, ich will's Maul halten, da Sie mir behilflich waren. — Kennen Sie denn die da nicht mehr?" setzte er hinzu, auf das Mädchen weisend.

Ein verschossenes Seidenkleid und ein heller Regenmantel umhüllten die schlanke, feine Gestalt des Mädchens. Der Hut war ihm entfallen, das üppige schwarzglänzende Haar war gelöst und hing in wirren Locken um das bleiche, regelmäßig und edel geschnittene Gesicht, auf dessen schmale Wangen die schwarzen Wimpern der geschlossenen Augen dunkle Schatten warfen. Das blasse Antlitz kam Gottfried bekannt vor, doch vermochte er sich nicht zu entsinnen, wo er es gesehen hatte.

Er wusch der Ohnmächtigen die Schläfen mit dem kalten Wasser und flößte ihr einige Tropfen Branntwein ein. Ein Zittern ging durch die Glieder der schlanken Gestalt, dann röteten sich die blassen Wangen etwas, die Hände griffen nach den Schläfen, die Augenwimpern zuckten und öffneten sich plötzlich, mit angstvollem Blick sich umschauend.

„Was ist geschehen?" flüsterten die bebenden Lippen des Mädchens, das sich rasch halb emporrichtete.

Ein voller Blick der großen, dunklen Augen traf

Gottfried, der einige Schritte zurücktaumelte, indem er mit der Hand nach dem Herzen fuhr. Jetzt erkannte er das Mädchen! ...

„Ist es möglich — Liska — die Tochter Anna Polatowskas!“

„Ja,“ lachte Heinrich Petermann ingrimmig auf: „Liska Polatowska ... sie ist es!“

„In dieser Kleidung — in dieser Umgebung?!“

„Ein Schuft — ein Hallunke hat sie dahin gebracht! Sie kennen ihn, Herr Kandidat. Aber büßen soll er es mir! Er und seine ganze vornehme Sippschaft!“

Liska blickte mit angstvollen Augen von einem zum anderen. Dann sprang sie plötzlich empor und wollte entfliehen.

Aber Heinrich Petermann faßte sie am Arm.

„Hier geblieben, Liska!“ rief er. „Jetzt entwischst du mir nicht mehr.“

Das Mädchen wollte sich losreißen. Es rang mit Heinrich.

„Laß mich los,“ ächzte sie. „Ich will fort ...“

„Du kommst mir nicht wieder fort — du bleibst hier. Ich hab’ es deiner Mutter versprochen, dich heimzubringen. Du bleibst hier, bis deine Mutter kommt, dich zu holen.“

„Laß mich — laß mich!“

„Nein und tausendmal nein!“

Er schleuderte das Mädchen von der Thür zurück, daß es neben dem Bett niedertaumelte. Auf den Knien blieb es liegen, streckte die Arme wie hilfeflehend zu

Gottfried empor, als es aber auch in seinem blassen Antlitz kein Mitleid las, schlug es die Hände vor das Antlitz und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Ein Produkt Ihrer Gesellschaft, Herr Kandidat," sprach Heinrich Petermann mit grimmigem Hohn, sich an den Tisch setzend und das Kinn trotzig in die aufgestemmte Hand stützend.

VIII

Gottfried erwachte aus der Betäubung, in welche ihn die letzten Ereignisse und Eindrücke gestürzt hatten. Er atmete tief auf, fuhr sich mit der schlanken, weißen, wohlgepflegten Hand über die Stirn, suchte nach Worten, in denen er seiner inneren fieberhaften Erregung Luft schaffen konnte, und stieß doch nur krampfhaft hervor: „Erzählen Sie, Petermann, wie alles das gekommen ist."

„Wozu das Unglück, die Schmach, die Schuld dieses unseligen Geschöpfes noch erzählen? Lesen Sie die Geschichte nicht in ihrem blassen, abgemagerten Gesicht, in den großen Augen, die uns anblicken, wie die eines gehetzten Wildes? — Wozu da noch erzählen!"

„Vielleicht kann ich Ihnen und dem Mädchen helfen . . ."

Heinrich Petermann lachte spöttisch auf. „Sie uns helfen? Ja, seit wann helfen denn die Priester und Diener Gottes, wie Ihr euch nennt, wieder den Armen und Elenden? Den Reichen, den Großen, den Vornehmen habt Ihr euch verkauft, damit Ihr ein sicheres, sattes

Leben führen könnt! Damit Ihr gut dotierte Pfründen einheimst! Damit Ihr Hof- und Domprediger werdet! Damit Ihr prunken könnt mit Eurer Gelehrsamkeit — Eurer Frömmigkeit! — Helfen — uns helfen? — Ah, für uns habt Ihr nur das eine Wort, das man auch den Hunden zuruft: Kusch dich, Köter — ducke dich — du Hund, du hast kein Recht mitzureden, du hast kein Recht an den Braten auf unseren Tischen, du hast nur ein Recht auf die Gnade, die dir den abgenagten Knochen zuwirft. Kusch' dich — ducke dich, du Hund! Das ist Eure Hilfe — das ist Euer Trost, ihr Diener des allbarmherzigen Gottes."

Wie Keulenschläge trafen die Worte das Herz Gottfrieds. Er vermochte nicht, sich aufzuraffen, um Petermann schroff zu erwidern und in die Schranken zurückzuweisen; er streckte, wie bittend, die Hand dem jungen Schlosser entgegen und sprach mit bebender Stimme: „Vergessen Sie jetzt Ihren Groll, Petermann. Erzählen Sie mir — um dieses unglücklichen Mädchens willen — wie das alles gekommen ist. Ich verspreche Ihnen, ihr und Ihnen zu helfen, wie und wo ich kann."

„Ich brauche keine Hilfe, Herr Kandidat," entgegnete Heinrich. „Aber um des Mädchens willen mag es sein. Über ein Jahr ist es her, daß ich nach Einöd kam, um Arbeit zu suchen — wir müssen ja nach Arbeit suchen, als ob es eine Wohlthat sei, Arbeit zu finden — aber gut, ich kam nach Einöd, um Arbeit zu suchen und fand Arbeit in der Eisengießerei des Herrn Baron von Brandt. Ich nahm Wohnung bei der Anna Polatowska, da ich die Einsamkeit liebe und der Polatowska Hütte weit ent-

fernt von den anderen Häusern liegt. Ich lernte jenes Mädchen — die Liska — kennen . . . ich weiß nicht, Herr Kandidat, ob Sie es für möglich halten, daß ein einfacher Arbeiter Liebe empfinden kann — aber nehmen Sie einmal an, daß ich dieses von den reichen und satten Leuten so schön beschriebene und besungene Gefühl für die Liska empfand . . .“

Ein wehes Schluchzen der noch immer am Bett Knieenden unterbrach die Worte Heinrichs, der dem Mädchen einen traurigen, verzweifelnden Blick zuwarf und mit durch Thränen des Ingrimms halb erstickter Stimme fortfuhr:

„Ja, Liska, ich habe dich geliebt, und auch du hattest mich lieb. O, es waren glückliche Tage, die wir damals im Walde von Einöd verlebten! Erinnerst du dich ihrer noch, Liska? Weißt du noch, wie wir auf dem Siechenstein standen, auf den Ruinen der Kirche und der Klausnerhütte und hinausschauten in die weite, weite, schöne, herrliche Welt. Wir träumten von einer schönen Welt — von einer schönen Zukunft — von einem reichen Leben. Wir wollten arbeiten, bis wir uns eine kleine Summe erübrigt hätten; damit wollten wir eine Werkstatt und ein kleines warmes Nestchen für uns beide einrichten und weiter arbeiten und weiter sparen und glücklich sein, froh und glücklich und zufrieden — das alles ist nun vorbei, Liska! Vorbei für immer! — Du gingst in die Stadt, dir einen Dienst zu suchen, du wolltest nicht in die Fabrik gehen, es war dir zu schmutzig dort, zu roh und gewöhnlich, du wolltest einen Dienst bei einer feinen Herrschaft, in einem vornehmen Hause, wo alles fein und zierlich

und nett zugeht. Ach, Liska, du hattest Sehnsucht nach einem reicheren Leben, als das der einfachen Arbeiterfrau, und das war dein Verderben."

„Hör' auf, Heinrich, ich bitte dich, hör' auf!" flehte die Unglückliche, ihre Hände zu ihm emporhebend, um wieder in die frühere verzweifelte Stellung zurückzusinken, als er schroff und hart fortfuhr: „Nein, ich höre nicht auf. Es muß einmal herunter, was mir auf dem Herzen lastet, und hier der Schwarzrock soll meine Beichte hören. Du gingst in die Stadt, Liska, und du hast erreicht, was du erstrebtest. Du konntest bald in seidenen Kleidern umherlungern, ja, du ruhtest auf seidenen Kissen, du setztest dich nieder an fein gedeckter Tafel, du besuchtest Theater und Konzerte, du hattest alles, wonach dein Herz sich sehnte — aber nur auf kurze Zeit, Mädchen, denn der dir alles das gegeben und dem du deine Ehre, deine Seele, deinen Leib verkauft hattest, er wurde deiner überdrüssig, denn du warst ihm nicht ebenbürtig, du verstandest nicht klug und gebildet zu plaudern, du warst nur ein einfaches Mädchen aus dem Volke, das nichts besaß als seine Schönheit — er verließ dich — er stieß dich zurück in das Volk, und du wurdest, was du geworden bist — eine Verworfene, eine Ausgestoßene, eine — Dirne!"

Ein entsetzlicher Schrei entrang sich den Lippen des unglücklichen Mädchens; es griff verzweifelt mit den Händen in die Luft, wie um einen Halt zu suchen, dann fiel es mit dem Gesicht zur Erde nieder, ohne Kraft, ohne Willen, sich wieder emporzurichten, während sein Körper sich in krampfhaften Zuckungen wand.

„Sie sind zu hart, Sie sind grausam,“ sagte Gottfried zürnend, indem er sich zu Liska niederbeugte.

„Rühren Sie sie nicht an, Herr Kandidat,“ spottete Heinrich Petermann. „Ein vornehmer junger Geistlicher, wie Sie, beschmutzt sich, wenn er eine solche Sünderin berührt. Lassen Sie mich das Mädchen aufheben, meine Hände sind nicht so rein und weiß wie die Ihrigen . . .“

„Ihr Spott und Ihr Groll schreckt mich nicht mehr, Heinrich Petermann. Bleiben Sie zurück, ich werde die Unglückliche auf das Lager betten.“

Er hob die Ohnmächtige empor und legte sie auf das Bett. Dann sagte er: „Gehen Sie jetzt und suchen Sie, einen Arzt zu finden. Der Zustand der Unglücklichen erscheint mir bedenklich.“

„Wozu noch ein Arzt? Entweder sie erholt sich von selbst wieder oder sie stirbt — das letztere ist für sie das Beste.“

„Gehen Sie!“ rief Gottfried drohend und gebieterisch. „So berechtigt Ihr Groll war, so wird er zum Verbrechen, zur Sünde, wenn Sie Ihr Herz dem Erbarmen verschließen.“

„Und Sie — Sie besitzen dieses Mitleid — dieses Erbarmen?!“

„Sie sehen mich bereit, alles für diese Unglückliche zu thun, ihr und Ihnen jede Hilfe zu gewähren, die in meiner Macht steht.“

Der Arbeiter blickte den jungen Geistlichen eine Weile aufmerksam prüfend an; dann milderte sich der Ausdruck seines trotzigen Gesichtes, und er sprach ruhiger und ohne Groll und Spott: „Gut, ich gehe, um einen Arzt zu

holen ... um des Mitleids, des Erbarmens willen ... da steht Wasser und Branntwein, Herr Kandidat, wenn Sie der Sachen bedürfen. Auch Brot und Butter befindet sich in dem Schranke da, vielleicht ist das Mädchen vor Hunger ohnmächtig geworden."

„Schon gut, schon gut, gehen Sie nur."

Heinrich ergriff seinen alten schwarzgrauen Filzhut und entfernte sich, noch einen seltsamen, halb mißtrauischen, halb bewundernden Blick auf den jungen Geistlichen werfend.

Gottfried deckte die Ohnmächtige, die nur ab und zu leise ächzte, mit der wollenen Decke, die zur Erde gefallen war, zu, betrachtete eine Weile nachdenklich das blasse, noch immer schöne Gesicht des unglücklichen Mädchens und wandte sich seufzend ab, in dem kleinen Gemach auf und ab gehend. In seinem Herzen, in seiner Seele sah es wüst und finster aus, wie in einer dunklen, von dem Orkan durchbrausten Waldschlucht. Er fand in der hastigen, wilden Flucht seiner Gedanken keinen Ruhepunkt. Immer und immer wieder tauchte die furchtbare Frage empor aus dem sturmerregten Meer seiner Gedanken: „Wer bist du, daß du dich so erhaben dünktest über Schuld und Unglück — über Armut und Elend? Wer bist du, daß du besser, reicher, glücklicher sein willst, wie diese da, die, ein Mensch wie du, doch in dem tiefsten Abgrund des Lebens wandeln, während du den sonnigen, heiteren Höhen entgegeneilst? Wer bist du, daß du für dich das Recht auf Liebe, auf Glück in Anspruch nimmst, während diese da und mit ihr Tausende und Abertausende deiner Brüder und Schwestern vergeblich nach Liebe und Glück schmachten

und elend zu Grunde gehen in dem Kampf um das unveräußerliche Recht auf Liebe, auf Glück? Wer bist du — ein Mensch wie diese da — ein elender, erbärmlicher, sündhafter, egoistischer Mensch, der dem Glück nachstrebt, wie diese da dem Glück nachgestrebt hat! Ist sie deshalb schlechter als du, da sie in dem Kampf um das Glück unterlegen ist?“

Wiederum stand er vor ihrem Lager und betrachtete in düsterem Sinnen verloren, ihr bleiches Antlitz. Da ging ein Beben durch ihren Körper, sie schlug die großen schwarzen Augen auf und richtete sich mit angstvoller Gebärde empor.

Gottfried legte die Hand auf ihr Haupt.

„Bleiben Sie liegen, Liska. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen harte und grausame Worte sagen werde. Sie sind krank und bedürfen der Ruhe.“

„Wo ist Heinrich?“

„Er ist nach einem Arzt gegangen ...“

„Ich brauche keinen Arzt — ich will keinen Arzt! — O Herr Pfarrer,“ bat sie, indem sie seine Hände umkrampfte, „führen Sie mich von hier fort — um Gottes Barmherzigkeit willen — ich kann ihn nicht wiedersehen, den ich so schmählich betrogen habe. Ich kann ihn nicht wiedersehen — lassen Sie mich untergehen in Schmach und Schande — weiter bleibt mir doch nichts mehr übrig.“

„Beruhigen Sie sich,“ sprach Gottfried sanft. „Fürchten Sie auch nicht, daß Ihr früherer Bräutigam Ihnen nochmals hart begegnet. Ich bleibe bei Ihnen und werde Sie, wenn ich mit dem Arzt Rücksprache genommen habe,

nach einem stillen, ruhigen Ort bringen, wo Sie Ihre Genesung abwarten können, um dann zu Ihrer Mutter zurückzukehren."

„Nein, nein, nur das nicht!"

„Wollen Sie den Weg der Sünde, des Verderbens weiter gehen, um vollständig zu versinken? Nehmen Sie Ihre letzte Kraft zusammen, fassen Sie von neuem Mut, Sie müssen heraus aus diesem Abgrund der Schmach, der Sünde!"

„Ja, ja, Sie haben recht — aber ich habe die Kraft nicht mehr. O tausendmal habe ich ja schon bereut — aber — aber ich wollte auch einmal glücklich sein, ich wollte auch einmal die Sonne des Lebens genießen, ich hatte ja bislang nur Armut, Elend, Kummer und Not gesehen. Und da kam er mit schmeichlerischem Wort, mit liebendem Blick, mit vollen Händen und Versprechungen und heißen Liebesschwüren — und in meinem Herzen wuchs die Sehnsucht nach Glück, nach der Sonne des Lebens, nach Glanz und Reichtum, nach Wohlleben, nach Liebe und all den Genüssen, die das Leben den Reichen so verschwenderisch in den Schoß streut. Ich vermochte nicht zu widerstehen — ich sank in seine Arme — ich vergaß Mutter und ihn — ihn, der mich wahrhaft geliebt hat — ich vergaß alles — ich befand mich in einem Rausch, einem Taumel — das Glück — das Glück, es hatte es mir angethan — ich empfand solche Sehnsucht nach dem Glück — dem Glück . . ."

Aufschluchzend verbarg sie von neuem das Gesicht in die Hände. Tief erschüttert stand Gottfried da. Ein heißes Gefühl der Scham, der Reue quoll ihm im Herzen

empor, und mit bebender Stimme sprach er: „Sie haben den rechten Weg zum Glück verfehlt, Liska. Aber noch ist es nicht zu spät . . . Sie sollen gerettet werden, vor dem Schlimmsten, ich verspreche es Ihnen."

„O wenn Sie Mitleid, wenn Sie Erbarmen mit mir haben, dann bringen Sie mich fort von hier, weit fort, in ein Kloster — in eine Gefängniszelle, wo ich niemanden mehr sehe, nur fort von hier, heraus aus diesem Leben, oder ich thue mir ein Leid an."

„Sie würden dadurch eine neue schwere Sünde auf sich laden. — Ich begreife, daß Sie Heinrich Petermann nicht wiedersehen können; wenn Sie sich stark genug fühlen, so stehen Sie auf, ich werde Sie in ein Asyl führen, wo Sie Ihre Genesung abwarten können. Ihre Mutter benachrichtige ich, daß sie Sie heimholt . . ."

„Nein, nein, nicht nach Einöd, nicht nach Aldendorff zurück!"

„Weshalb nicht?"

„Weil — weil — ich dort meinen Verführer wiedersehen könnte . . ."

„Ihren Verführer?!"

„Ja — — Herrn von Brandt . . ."

„Wie?! — Was sagen Sie?! Herr von Brandt ist — o, das ist ja nicht möglich! Herr von Brandt, der Besitzer von Schloß Aldendorff?! . . ."

„Nicht er — sondern sein Sohn . . ."

„Hans Henning?!"

Die Unglückliche nickte mit dem Haupte, in tiefer Scham die Hände vor die Augen legend.

„Ah, Hans Henning — das sieht dir ähnlich!"

flüsterte Gottfried aufatmend. „Als halber Knabe noch das frevelhafte Spiel mit Christel Neumann und jetzt dieses Mädchen, das Opfer deiner Leidenschaft, deiner Lust — und ohne Erbarmen stößt du es auf die Straße ... ah, das sieht dir ähnlich! Das ist die Barmherzigkeit der Welt."

„Schelten Sie ihn nicht, Herr Pfarrer. Ich trage vielleicht größere Schuld als er. Weshalb glaubte ich seinen Worten?"

„Weshalb glaubtest du seinen Worten?!" lachte Gottfried bitter auf. „Ah, Mädchen, diese Frage ist die schwerste Anklage für ihn! — doch kommen Sie! Sie haben recht, es ist besser, Sie sehen Heinrich Petermann nicht wieder. Ich werde ihm schreiben, daß ich für Sie sorgen werde ... kommen Sie! Bringen Sie Ihren Anzug in Ordnung — ich schreibe inzwischen einige Zeilen an Heinrich."

Er riß ein Blatt Papier aus seinem Taschenbuch und benachrichtigte Petermann, daß er Liska mit sich genommen habe, um sie in einem Asyl unterzubringen. Er brauche um das Schicksal Liskas nicht besorgt zu sein. Er, Gottfried, werde sich ihrer annehmen. Dann legte er den Zettel so auf den Tisch, daß er dem Heimkehrenden sofort in die Augen fallen mußte, und wandte sich an Liska.

„Sind Sie fertig?"

„Ja, Herr Pfarrer," entgegnete sie zitternd.

„So kommen Sie."

Er trat mit ihr hinaus in die sturmdurchtobte Winternacht. Die Flammen der Laternen flackerten un-

ruhig im Winde hin und her, der an den Fensterläden und den Dachziegeln rüttelte und klapperte. Eiskalte Regenschauer klatschten auf das Pflaster nieder. Einige dunkle Gestalten von Dirnen und Nachtschwärmern huschten weiter, blieben stehen und sahen mit häßlichem Lachen dem seltsamen Paare nach, das rasch in der Dunkelheit der regnerischen, windigen, naßkalten Dezembernacht verschwand.

IX

Der Winter war in diesem Jahre besonders hart. Wochenlang hüllte eine dichte Schneeschicht die Erde ein, die Bauten, die Erdarbeiten, die landwirtschaftlichen Arbeiten ruhten, zahllose Arbeitslose durchzogen das Land und sammelten sich in den großen Städten in der vagen Hoffnung, hier irgendwelche Arbeit zu erlangen oder auf öffentliche Kosten ihr Leben zu fristen. Wenn man durch die Arbeiterquartiere Berlins ging, begegnete man Scharen von Männern und Frauen, jungen Burschen und halberwachsenen Mädchen, die, in dem hageren Antlitz den gierigen Ausdruck des Hungers, in den großen starren Augen den düsteren Blick der Verzweiflung, umherlungerten, ob sie nicht durch gelegentliche Handleistung ein paar Pfennige verdienen konnten. In den industriellen Etablissements war eine flaue Zeit; die Geschäfte stockten, Arbeiter und Arbeiterinnen wurden entlassen und vermehrten die Menge der Hungrigen, der Arbeitslosen, die die Wohlthätigkeitsanstalten, die Asyle für Obdachlose, die Wärmehallen und Volksküchen anfüllten.

Auch Heinrich Petermann hatte seine kleine Schlosserwerkstatt schließen müssen. Er fand keine Arbeit, er blieb dem Hauswirt die Miete schuldig; schon hatte der Hausbesitzer das wenige Mobiliar des Schlossers pfänden lassen und wenn Heinrich bis zum Ersten des nächsten Monats nicht zahlte, dann ward er ohne Erbarmen auf die Straße gesetzt und zum Bettler, zum armseligen Proletarier gemacht. Vom Morgen bis zum einbrechenden Abend war er heute auf der Suche nach Arbeit umhergelaufen. In einem Dutzend Werkstätten und Fabriken hatte er angefragt, überall dieselbe Antwort: Wir sind vollauf mit Arbeitern versehen. Wir haben keinen mehr nötig.

In dumpfer Verzweiflung stand Heinrich auf dem weiten Alexanderplatz, hinstarrend auf die vorüberflutenden Menschenmassen, auf die hellerleuchteten Fenster der vielstöckigen Häuser und die von einer schwarzen Schneekruste bedeckten Dächer, die sich scharf gegen den frostklaren Abendhimmel abzeichneten. Ein Gewirr von tausend Stimmen und Tönen, ein Brausen und dumpfes Murren ertönte ringsum, das nimmer rastende, nimmer verstummende Geräusch der arbeitenden Weltstadt, in dem kaum ein einzelner Laut zu unterscheiden war. Selbst das schrille Glockenzeichen der Pferdebahnen, das Pfeifen und Fauchen, Stampfen und Rollen der Stadtbahn ward von dem Brausen und Sausen der Riesenstadt verschlungen, so daß diese Töne nur als einzelne Akkorde in dem dämonischen Konzert, dem unheimlichen Ensemble erschienen.

Jetzt flammten die Straßenlaternen auf! Auf der Mitte des Platzes der hohe Kandelaber, dann die Laternen

rings um den Platz, und dann diejenigen der Straßen, die sich in endlose Ferne zu verlieren schienen. Ein eisiger Wind pfiff über den Platz, daß der junge Schlosser bis in das Mark der Knochen erschauerte. Hatte er doch all seine warme Kleidung auf das Pfandhaus getragen, um nur den notwendigen Lebensunterhalt zu bestreiten. Nun fror er in dem dünnen Kittel, den er im Sommer bei der Arbeit zu tragen pflegte.

Er schaute sich um, ziellos suchend, zwecklos hinaushorchend in das dumpfe Brausen der Riesenstadt. Ein Schutzmann ging vorüber, ihn scharf beobachtend. An der Ecke einer Nebenstraße blieb der Polizist stehen und schaute fortwährend nach Heinrich herüber. Dieser bemerkte den forschenden Blick des Beamten, ein bitteres Lächeln flog über sein mageres, gelbliches Gesicht, und langsam entfernte er sich, ohne Zweck, ohne Ziel sich von der Flut der Menschenmenge mit forttreiben lassend.

Vor mehreren hellerleuchteten Fenstern eines Stadtbahnbogens staute sich die Menschenmenge. Über dem Eingang befand sich ein transparentes Schild, auf dem das eine Wort geschrieben stand: „Wärmehalle“. Hier war die Zuflucht des obdachlosen Berlins! der elendesten, der ärmsten der Millionenbevölkerung, die nicht einmal eine Stätte hatten, wo sie ihr Haupt niederlegen konnten, wo sie die erstarrten Glieder am gastlichen Herdfeuer erwärmen konnten. Hier war der Sammelpunkt des Elends, der Armut, des Lasters, des Verbrechens — aber, wie die Sonne des Himmels leuchtet über Gerechte und Ungerechte, über Fromme und Gottlose, über Männer und Frauen über Kinder und Greise, so öffneten sich auch die Pforten

der „Wärmehalle“ für alle, die da kamen, hungrig, durstend, halb erstarrt von der Kälte und von dem eisigen Nordwind, der durch die langen, schutzlosen Straßen der Weltstadt erbarmungslos sauste. Man fragte nicht nach Namen und Stand, nach dem Woher und Wohin, dem Weshalb und Wieso dieser armseligen Gestalten, die sich um die großen Öfen in den gewölbeartigen Räumen und um die Stellen drängten, an denen eine warme Suppe verteilt wurde.

Heinrich Petermann war zum ersten Mal hier. Mit einem bitteren Hohnlachen auf den Lippen trat er in die erste Halle ein, die mit jungen Burschen von vierzehn bis fünfundzwanzig Jahren angefüllt ist. Dicht gedrängt, Schulter an Schulter sitzen sie auf den Bänken. Ein erstickender Dunst ruht über der Menge und ballt sich in dichten Wolken um die Gasflammen zusammen. Verkommene Gestalten, der Auswurf der Millionenstadt, arbeitslose Handwerksburschen mit traurigem Ausdruck in den ehrlichen Gesichtern, freche Knaben mit herausfordernden Mienen und ernste Männer, deren hagerem, bleichem Antlitz man den herben Kampf um die armselige Existenz ansieht! Flüsternd unterhalten sich diese, mit cynischem Lachen jene. Dieser sitzt dumpf vor sich hinbrütend da, während jener die finsteren Blicke durch den Raum schweifen läßt, als wollte er alle Erscheinungen, alle Gegenstände unauslöschlich in sein Gedächtnis einprägen.

In dem zweiten Saale sitzen die älteren Männer. Lasset alle Hoffnungen hinter euch, die ihr hier eintretet! Hier herrscht die dumpfe Verzweiflung, die Hoffnungslosigkeit, die Stumpfheit, die teilnahmlose Gleichgültigkeit.

Man giebt sich nicht einmal mehr die Mühe, sich gegenseitig durch Aussprechen das eigene Unglück zu erleichtern. Man sieht sich fast mit feindlichen Blicken an, man rückt kaum zur Seite, wenn ein neu Angekommener um ein Plätzchen bittet. Nur in der geräumigen Küche, in der der große Suppenkessel brodelt und schäumt, geht es lebhafter zu. Hier versammeln sich die noch nicht ganz im Elend der Großstadt Untergegangenen, die noch nicht bis auf den letzten Heller von Geld Entblößten. Hier kommen und gehen die Reichen und Wohlhabenden, die in das aufliegende Buch ihre Beiträge für die Wärmehallengesellschaft eintragen und Suppenmarken kaufen, um sie unter die Armen und Hungrigen zu verteilen. Im warmen Biberpelz tritt der Herr Kommerzienrat an das Buffet heran und überreicht dem Kassierer einen namhaften Beitrag. Er sieht sich wohlgefällig lächelnd um und nickt auch wohl diesem und jenem der Gäste der Wärmehalle, die er von früheren Besuchen her kennt, freundlich-gönnerhaft zu. Dann flüstert er seinen Damen witzige Bemerkungen zu, drückt einem herandrängenden Bettler ein Geldstück in die schmutzige Hand und entfernt sich in dem stolzen Bewußtsein, das Seinige dazu beigetragen zu haben, um die Not des Lebens zu mildern. Andere Herren und Damen treten heran. Sie alle geben reichlich und gern, aber alle Geschenke, jene Almosen, es sind nur Tropfen auf den heißen Stein, die wirkungslos verdunsten.

Heinrich schämt sich, um eine Marke zu bitten, für die er sich einen Teller Suppe geben lassen könnte, obgleich er seit frühem Morgen nicht das Mindeste gegessen

hat. Er drückt sich in eine Ecke und beobachtet mit finsterem Blick die auf- und abwogende Menge. Neben ihm sitzt eine Gruppe wild und verwegen aussehender, in Lumpen gehüllter Gestalten. Sie flüstern leise und scheu umherblickend untereinander. Trotzdem Heinrich sich abgewendet, muß er doch einige Worte hören.

„Wenn man nur einem der reichen Burschen, die da am Buffet stehen," raunt der eine der Kerle einem seiner Kameraden zu, „die Gurgel abschneiden und sein Portemonnaie annektieren könnte, so wäre uns auf lange geholfen."

„Hast recht, Lude," entgegnet der andere. „Ich hab' schon 'ne Gelegenheit ausbaldowert, aber . . . pst! nicht zu laut. Die Wände haben hier Ohren."

„Wo is es denn? Im Tiergarten?"

Der andere nickt mit dem struppigen Haupt.

„'s ist en reicher Bankier."

Heinrich atmet tief auf. Mit Verbrechern, mit Räubern und Mördern saß er zusammen, so weit war es schon mit ihm gekommen. Er wirft den wüsten Burschen einen drohenden, verächtlichen Blick zu.

„Na, Landsmann, brauchst nich so 'ne grimmige Fratze zu schneiden," redet ihn hohnlachend einer an. „Wenn du aber was gehört hast und uns den Schutzmann da anpetzen willst, dann nimm dir in acht, daß du nich 'nen kaltes Eisen zum Frühstück in den Leib kriegst."

„Ich will nichts von euren Geschichten wissen und würde euch auch nicht anzeigen, wenn ich eure Pläne wüßte. Aber feige Hallunken seid ihr, daß ihr unschuldige Menschen bestehlen, ja ermorden wollt."

„Wat soll denn der Mensch machen, wenn er hungrig is un hat nischt zu fressen.“

„Eure Stimme sollt ihr erheben, daß die Reichen euch hören, daß es bis zum Thron des Kaisers schallt, damit euch euer Recht wird.“

„Der is jut! der kann so bleiben! Sagen Sie mal, Männeken, wie denken Sie sich das eigentlich? Sind Sie etwa Reichstagsabgeordneter in die Redefabrik uff die Leipziger Straße?“

„Ah, wenn ich nur ein Dutzend entschlossener Burschen hätte, dann wollte ich den Reichen und Mächtigen schon eine Melodie vorpfeifen, von der ihnen die Ohren gellen sollten.“

„Wat nützt das. Sie rücken doch nischt heraus.“

„Sie sollen auch nichts herausrücken. Almosen verlange ich nicht, nur unser Recht — das Recht auf Arbeit. Arbeit sollen sie uns geben — keine Almosen.“

„Arbeet — ja det is 'ne scheene Sache für denjenigen, der arbeeten kann. Aber teilen Sie uns doch gefälligst mit, geehrter Herr Reichstagsabgeordneter, wie wir det mit der Arbeet den reichen Leuten klar machen können.“

„Man muß eine Versammlung der Arbeitslosen einberufen, eine Resolution fassen, daß die städtischen und Staatsbehörden uns Arbeit geben sollen.“

„Vor mir sorgt der liebe Gott. Ick bin nämlich Schneeschipper von Profession.“

„Stille doch, Lude. Laß den Herrn Reichstagsabgeordneten reden. — Na, un wenn wir nu die Rescholuschon gefaßt haben . . .“

„Dann ziehen wir in geschlossener Menge durch die

Straßen Berlins, vor das Rathaus und vor das Ministerium, den Reichstag und vor das Königliche Palais, und verlangen unser Recht auf Arbeit. Solche Umzüge habe ich in London, wo ich vor mehreren Jahren arbeitete, sehr oft mitgemacht.“

„Det is 'n Hauptjux, det jefällt mir,“ meinte Lude, einen tiefen Schluck aus seiner Schnapsflasche nehmend.

„Ihre Idee is nich übel, Herr Reichstagsabgeordneter. Ick leihe Ihnen gern meinen Beistand, wenn Sie det arranschieren wollen. Ick verpflichte mir, Ihnen ein halbes Hundert Burschen zur Verfügung zu stellen, die den Deibel un seine Jroßmutter nich fürchten.“

„Es muß alles gesetzmäßig und in Ordnung zugehen.“

„Versteht sich. Allens uff jesetzmäßigem Wege, un wenn dabei ein Dutzend Fensterscheiben un Straßenlaternen kaput jehen, so is det och kein Malhör, denn die Stadt hat's ja dazu, sie zu bezahlen. Wofür zahlen wir denn unsere Steuern?“

„Sehr richtig. Ick bin meine Steuer für det vorigte Jahr auch noch schuldig jeblieben, aber det is alleene die Schuld von dem Majistrat, weshalb jiebt er uns keene Arbeet.“

„Ja, Arbeet, Arbeet wollen wir haben!“

Das immer lauter werdende Gespräch erregte bereits die Aufmerksamkeit der Umstehenden, die sich näher herandrängten. Das Wort Arbeit übte einen magischen Einfluß auf diese zerlumpten, hungrigen, elenden Massen aus. Wenn viele von ihnen auch seit Jahren nicht gearbeitet hatten, überhaupt sich vor jeder ernsthaften Arbeit scheuten, so fühlten sie doch instinktiv, daß die Arbeit, die redliche

strenge Arbeit, die Erfüllung irgend einer Pflicht sie dem Verderben entreißen konnte, daß die Arbeitslosigkeit, die Unthätigkeit, der Müßiggang der Beginn ihres Elends gewesen war, und wenn die meisten auch nicht mehr die moralische Kraft zu ehrlicher Arbeit besaßen, so erhofften sie doch alle von der Arbeit ihre Rettung, eine reinigende, erhebende Gewalt, welche sie dem Elend, dem Hunger, der Krankheit, dem Verbrechen und Laster entreißen konnte. „Arbeit — Arbeit“ — ging es flüsternd durch die Reihen der Männer und Jünglinge, der ehrlichen Handwerksburschen, der beschäftigungslosen Fabrikarbeiter, der stellenlosen Kaufleute und Angestellten, der arbeitsscheuen Tagediebe, der unverbesserlichen Trunkenbolde, der Diebe und Einbrecher, der Bettler und Verbrecher, der Kranken, Lahmen und Blinden — Arbeit — das war der Talisman, von dem alle — alle Rettung erwarteten.

Die Aufregung nahm immer größere Dimensionen an, so daß sie die Aufmerksamkeit der Aufsichtsbeamten erweckte.

„Was geht hier vor? Weshalb bleiben Sie nicht auf Ihren Plätzen?“

Mit diesen barschen Fragen traten einige Schutzleute an die aufgeregte Menge heran.

„Arbeet woll'n wir haben!“ schallte es ihnen in hundertstimmigem Chor aus rauhen Kehlen entgegen.

„Sie sind verrückt! Können wir Ihnen hier Arbeit geben?“

„Arbeet — Arbeet!“ ertönte es drohend von einer anderen Seite des Saales.

„Wenn Sie sich nicht ruhig verhalten, lassen wir die

Wärmehalle schließen. Nehmen Sie Ihre Plätze wieder ein!"

Doch die Leidenschaft der Menge war entfesselt. Man schrie und johlte, man pfiff und stampfte mit den Füßen. Im Takt sang man: „Arbeet — Arbeet — Arbeet woll'n wir hab'n! Arbeet — Arbeet!"

Vergebens bemühten sich die Beamten, die Ruhe wieder herzustellen. Schon griffen einige der wildesten Burschen nach den Bänken, um sie zu zerschlagen und die einzelnen Stücke als Waffen zu gebrauchen. Es blieb nichts weiter übrig, als die Hallen mit Gewalt zu räumen, sollten nicht alle in ihnen befindlichen Gegenstände zertrümmert werden. Die außenstehenden Schutzleute wurden rasch hereingeholt. Einige allzu vorlaute Burschen wurden rücksichtslos zur Thür hinausgeworfen. Ein Drängen, ein Schieben, ein Fluchen, ein Schimpfen, klatschende Hiebe von flachen Klingen, und langsam, widerwillig, schreiend und johlend, wälzte sich die Masse zu den Thüren hinaus in die klare, kalte, winddurchsauste Winternacht.

Die schneidende Kälte brachte manchen der wilden Burschen zur Besinnung. Man wollte wieder in die Wärmehalle zurückkehren, aber die Thüren waren geschlossen und Schutzmannsposten wehrten den Eintritt.

Eine Weile tobte die Menge vor den geschlossenen Thüren auf und ab. Da rückten neue Schutzmannschaften heran, berittene Polizisten sprengten in die Masse, die sich langsam entfernte und auf dem großen Alexanderplatz zerstreute unter dem johlenden Ruf „Arbeet — Arbeet!"

Unter dem hohen Gaskandelaber auf der Mitte des

Platzes stand Heinrich Petermann, umringt von mehreren fragwürdigen Gestalten.

„Also, ihr habt mich verstanden?“ flüsterte er.

„Ja wohl, Herr Reichstagsabgeordneter. Morgen Mittag zwölf Uhr Rangdewuh hier uff dem Alexanderplatz . . .“

„Ja, und recht zahlreich, daß wir einen imposanten Zug bilden können.“

„Wat jemacht werden kann, wird jemacht.“

„Auf Wiedersehen denn. Aber alles in Ruhe und Ordnung.

„Versteht sich, allens uff jesetzmäßigem Wege, Herr Reichstagsabgeordneter.“

Die Gestalten verschwanden rasch im Dunkel der Nacht, während Heinrich Petermann langsam seiner einsamen Wohnung zuschritt, in der nichts mehr ihm gehörte, als sein Handwerkszeug. Und auch dieses war nutzlos, denn er fand keine Gelegenheit, es anzuwenden. — Arbeit, Arbeit! tönte es auch dumpf und verzweifelnd in seinem Herzen wieder.

X

Bei Herrn von Brandt war eine kleine vornehme Gesellschaft zum Frühstück versammelt. Einfachere Leute würden das „Frühstück" wohl für ein treffliches und reiches Mittagsmahl gehalten haben, zumal es auch um ein Uhr mittags stattfand. Aber in der vornehmen Welt speist man ja erst um sechs oder sieben Uhr Abends zu „Mittag", und so muß man wohl oder übel das eigentliche Mittagsmahl ein Frühstück nennen. Doch einerlei — das Essen war gut und der Wein fast noch besser, so daß die kleine ausgesuchte Gesellschaft sehr bald in jene behaglich animierte Stimmung geriet, in der man stets geneigt ist, die ernstesten und schwerwiegendsten Fragen des Daseins zu erörtern. Es spricht sich so angenehm hinter einer vollbesetzten Tafel von den Leiden und Entbehrungen des Lebens; der feurige Wein reift so geistreiche Gedanken und Projekte, deren Ausführung uns in einem solchen Augenblicke so kinderleicht erscheint, und bei dem Nachtisch, dem Eis, den Früchten und dem süßen Konfekt zieht ein sanftes Mitleid mit unseren leidenden

Brüdern und Schwestern in unser Herz, so daß wir in diesem Momente gern bereit wären, alles zur Linderung der Not zu thun, was in unseren Kräften steht. Aus dieser Erwägung heraus veranstaltet man auch wohl die vielen Wohlthätigkeits- und Unterstützungsessen, denn niemals ist der Mensch freigebiger, als wenn er hinter vollen Flaschen vor einer großen Menge mit seiner Mildthätigkeit und seinem Reichtum groß thun kann.

So ward denn auch in der kleinen vornehmen Gesellschaft des Herrn v. Brandt von der Not der Zeit und den Mitteln zur Abhilfe gesprochen. Konsistorialpräsident Schomberg hatte sich soeben des längeren über einen Unterstützungsplan der arbeitslosen Volksmassen durch Veranstaltung von großen öffentlichen Bauten ausgesprochen und beschäftigte sich jetzt eifrig mit einem getrüffelten Fasanen, den ihm der Diener präsentierte. Herr von Brandt blickte nachdenklich in das spitze Kelchglas, in dem die Perlen des Champagners brausten, und meinte dann:

„Ihre Absicht ist sehr lobenswert, Herr Präsident. Ich erlaube mir aber zu bedenken, daß derartige Arbeiten, die nur zu dem Zweck, den Leuten überhaupt Arbeit zu verschaffen, auf die Dauer keine Abhilfe schaffen können. Meiner Überzeugung nach müßte der Staat für eine bessere Verteilung der Arbeitskräfte sorgen, denn es ist ein Unding, daß an dem einen Orte überflüssige Arbeitskräfte vorhanden sind, während sie an anderen Orten dringend fehlen.“

„Mit Ihrer Theorie der Verteilung der Arbeitskräfte, mein lieber Baron,“ meinte Exzellenz, Minister von Zimmerer lächelnd, „kommen wir auf den sozialistischen

Zukunftsstaat, der ja der einzige Arbeitgeber sein soll und demgemäß auch das Recht der zweckmäßigen Verteilung der Arbeitskräfte in Anspruch nehmen kann."

„Durchaus nicht, Exzellenz," entgegnete Herr von Brandt. „Ich wünsche nur eine straffere Handhabung der Gesetzgebung in Bezug auf Freizügigkeit, auf Auswanderung, auf Einwanderung der ländlichen Arbeiter in die Städte, wodurch man eine gleichmäßigere Verteilung der Arbeitskräfte auf Stadt und Land herbeiführen kann."

„Mit einem Wort, Sie wünschen eine Rückrevidierung unseres Freizügigkeits- und Unterstützungswohnsitz-Gesetzes?"

„Allerdings, Exzellenz. Ist es nicht ein Unding, daß jeder junge Bursche oder jedes junge Mädchen, die kaum den Kinderschuhen entwachsen sind, ohne Erlaubnis der lokalen Behörden fortgehen, auswandern, nach der Stadt gehen darf, um sich einen Dienst, eine Arbeit zu suchen, während in ihrer Heimat die Arbeitskräfte fehlen?"

„Die Behörden können doch die Leute nicht mit Gewalt zurückhalten?"

„Aber die Gesetzgebung kann ein sozusagen arbeitsmündiges Alter bestimmen, von welchem Zeitpunkt an erst der junge Bursche, das junge Mädchen ohne Erlaubnis der Behörden seine Heimat verlassen darf. Sagen wir dieses arbeitsmündige Alter sei für das Mädchen zwanzig, für den Burschen einundzwanzig Jahr. Dann werden wir wenigstens bis zu diesem Zeitpunkt die Arbeiterjugend auf dem Lande oder doch in ihrer Heimat festhalten können. Gehen sie aber einmal aus ihrer Heimat fort, so muß dieser Abschied auch ein endgültiger sein, das

heißt, mit ihrem Fortgehen verlieren sie ein für alle Mal ihre Rechte an der Heimat und können sich eine Heimat oder einen Unterstützungswohnsitz erst durch mehrjährigen Aufenthalt und durch Gemeindebeschluß wieder erwerben. Wenn auf diese oder ähnliche Weise die Heimatgesetzgebung geregelt würde, glauben Sie mir, Excellenz, es würde manches Elend, manche Not gemildert werden."

„Sie können schon recht haben, lieber Herr Baron," nahm Präsident Schomberg das Wort, „aber eines müßte hinzukommen: die Zucht der Kirche und der echte Glaube an die ewigen Heilswahrheiten unserer Religion."

„Sie wissen, Herr Präsident," entgegnete Herr von Brandt ein wenig hochmütig, „daß ich ein gläubiger Christ und ein treuer Anhänger unserer Kirche bin."

„Ich weiß es, Verehrtester — das ganze Land weiß es — ja selbst seine Majestät haben neulich gegen mich in hohem Grade anerkennend sich über Ihre Treue und Festigkeit im Glauben ausgesprochen. Seine Majestät hoffen, daß Ihr Beispiel, Ihrer Arbeiterschaft eine eigene Kirche zu bauen, bei vielen Großindustriellen Nachahmung finden wird."

„Ich hoffe es ebenfalls," erwiderte Herr von Brandt mit stolzem Lächeln. „Indessen — wenn meine Absicht, auf meine Arbeiterschaft durch christlichen Sinn und das Wort Gottes einzuwirken, bereits einige Früchte getragen haben sollte, so bin ich meinem jungen Freunde hier, Gottfried Hilgers, Dank schuldig, der mich in jeder Weise unterstützt hat, das Samenkorn des Glaubens in die Herzen der Arbeiter zu pflanzen."

Er reichte Gottfried über den Tisch hinüber die

Hand. „Sie gefallen mir seit einigen Tagen nicht, Gottfried," fuhr er freundlich fort. „Ihre Wangen sind blaß, Sie blicken nicht mehr so frei und scharf wie früher. Sind Sie krank, fehlt Ihnen etwas?"

„Nein, Herr Baron, mir fehlt nichts," entgegnete Gottfried, indem eine leichte Blutwelle seine bleichen Wangen überflutete.

„Ich errate den Kummer unseres jungen Freundes," sagte der Präsident, verschmitzt lächelnd. „Ein Entschluß macht ihm Pein — nicht wahr, lieber Hilgers, Sie wissen noch nicht, was Sie thun sollen, nach Einöd zurückkehren oder die Hilfspredigerstelle am Dom annehmen."

„Was höre ich?!" rief Herr von Brandt erstaunt aus, während Hilma, die an Stelle der leichterkrankten Mutter die Honneurs der Hausfrau machte, Gottfried mit einer gewissen ängstlichen Aufmerksamkeit beobachtete.

Gottfried wollte erwidern, doch der Präsident kam ihm zuvor. „Ich habe schon Schritte gethan, lieber Freund, um Ihnen den Weg zu ebenen. Sie bekommen die Stelle, man erwartet Ihre Bewerbung, hoffentlich haben Sie Ihr Gesuch schon abgesandt?"

„Nein, Herr Präsident," entgegnete Gottfried leise, aber in bestimmtem Tone.

„Wie? Noch nicht abgeschickt?"

„Nein, und ich werde es überhaupt nicht abschicken."

„Was höre ich?"

„Ich habe mich geprüft und gefunden, daß mein Platz an einem anderen Orte ist. Sie sprachen vorhin von dem Einfluß der Kirche auf das Volk, auf die sozialen Fragen, Wirren und Streitigkeiten unserer Zeit. Ich bin

mit Ihnen, verehrter Herr Präsident, vollkommen einer Meinung, daß der Diener der Kirche, der Diener Gottes diesem Kampfe, diesen Wirren nicht fern bleiben darf. Ich bin sogar der Meinung, daß der Geistliche, der rechte Diener Gottes gerade der rechte Führer und Leiter des Volkes in einer Zeit wie die heutige sein muß und sein soll, und ich habe mich entschlossen, in dieser Weise in dem Kampf der Zeit meinen Platz auszufüllen, so gut ich es vermag. Aber an jener Stelle kann ich nicht wirken und schaffen für das Volk und mit dem Volke. Da stehe ich über dem Volke, da sieht das Volk in mir den Prediger der Reichen, den Diener des Staates, der bevorzugten Klassen der Bevölkerung, nicht aber den Knecht Gottes, den Diener des Volkes, den Bruder der Armen und Elenden, den Kameraden der Invaliden des Lebens. Dort aber ist nach meiner Auffassung der rechte Platz für einen Knecht und Diener Gottes in heutiger Zeit! Und deshalb sehe ich ab von der Bewerbung um jene Stellung, die mich den Armen, den Unglücklichen entfremdet, und bitte Herrn von Brandt, mir jetzt schon zu gestatten, nach Einöd zurückzukehren, um mein Amt als Seelsorger der Arbeiterschaft von Einöd und Hüttendorf zu übernehmen."

Mit grenzenlosem Erstaunen hatten die Herren der kleinen Gesellschaft die Worte Gottfrieds angehört; der Konsistorialpräsident schien den Sinn der Worte überhaupt nicht verstanden zu haben; der Minister lächelte still vor sich hin, man las auf seinem klugen Gesichte den Gedanken, daß solche jugendlichen Schwärmereien bald verschwinden würden, während Herr von Brandt seinen Schützling mit strengem, forschendem Auge beobachtete.

Rittmeister von Brandenfels und Hans Henning, die sich während des ernsten Gesprächs der anderen Herren leise über Sportangelegenheiten unterhalten hatten, schauten verwundert auf, spöttisch und doch verständnislos lächelnd. Nur das schöne Antlitz Hilmas zeigte eine tiefe, freudige Bewegung, und in ihrem blauen Auge glänzte es, wie von langsam aufsteigenden Thränen der Rührung, der freudigen Wehmut.

„Ich verstehe Sie nicht ganz, mein Lieber," nahm der Präsident nach einer Weile das Wort. „Sie sagen, die Stelle als Domprediger entfremde Sie dem Volke? Das kommt doch nur auf Sie selbst an. Blicken Sie auf mich! Bin ich etwa dem Volke entfremdet? Nennt man nicht überall meinen Namen? Steht mein Name nicht obenan auf allen Wohlthätigkeitslisten? Bin ich in Vereinen, in der Gesellschaft, in den höchsten Kreisen, im Parlament, in Kirche und Schule nicht rastlos bemüht, für das Volk zu wirken, des Volkes Not zu mildern. Ich sage das nicht, um mich zu rühmen, man kennt mich, daß ich von eitler Ruhmsucht frei bin, aber ich muß Verwahrung dagegen einlegen, daß man die höhere Geistlichkeit — die Geistlichkeit überhaupt als dem Volke entfremdet darstellt."

„Verzeihen Sie, Herr Präsident, wenn meine Worte Sie verletzten," bat Gottfried. „Es lag dies durchaus nicht in meiner Absicht. Aber ich habe die letzten Tage viel über den Beruf des Geistlichen in heutiger Zeit nachgedacht und habe gefunden, daß sein Platz unter den Armen, nicht an der Seite der Reichen und Glücklichen ist."

„Ihre Ausführungen, Herr Kandidat," sagte der

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Minister, „waren mir sehr interessant. Vielleicht sprechen wir gelegentlich noch näher über die Beweggründe Ihres Thuns, die jedenfalls von einem innigen Mitgefühl für die Not des Volkes sprechen. Gehen Sie aber auch nicht zu weit in Ihren Aufopferungsideen? Denken Sie an die Zukunft. Sie wollen gewiß einmal weiter kommen, als nur der Seelsorger einer armen Gemeinde zu sein."

„Mein Ehrgeiz stand früher allerdings höher, Exzellenz. Ich bin mir aber sehr zweifelhaft geworden, ob dieser Ehrgeiz eines Geistlichen, eines Predigers des Wortes Gottes würdig ist. Jesus Christus, unser Vorbild, unser Wegweiser für alle Zeiten, stellte sich auch den ärmsten seiner Brüder gleich; er verkehrte mit Fischern, Handarbeitern, Zöllnern und Sündern, während er den Reichen und Glücklichen zurief: ‚Wehe euch Reichen, denn ihr habt euren Trost dahin! Wehe euch, die ihr jetzt voll seid, denn euch wird hungern! Wehe euch, die ihr hier lacht, ihr werdet weinen und heulen!' — Unsere Aufgabe ist es, Jesu in allen Stücken nachzueifern. Für uns giebt es nur die eine Frage: Habt ihr die Hungrigen gespeist, die Durstigen getränkt, die Nackenden gekleidet, die Heimatlosen beherbergt, die Kranken gepflegt, die Gefangenen besucht? Wer das nicht gethan hat, der hat Jesu nicht gedient. Das ist, meiner Überzeugung nach, der Standpunkt, den jeder Geistliche einnehmen muß, der Standpunkt, der für uns die Lösung der sozialen Frage, der sozialen Not bedeutet. Das Volk hungert. Es hungert nach Wissen, nach Bildung, nach Schönheit, nach menschenwürdigem Dasein, nach den Idealen der Liebe, des Gottvertrauens — unter dem Gesichtspunkt dieses Hungers

müssen wir die soziale Frage betrachten, unter diesem Gesichtspunkt muß vor allem der Diener Gottes und Prediger seines heiligen Wortes leben und wirken, nicht unter dem Gesichtspunkte, ob er die Stufenleiter der kirchlichen Laufbahn auch von Jahr zu Jahr höher hinaufklimmt."

„Sie werden bei Ihren Amtsbrüdern wenig Verständnis für Ihre Lehre von der Armut im Geist und im äußeren Leben finden," entgegnete der Minister lächelnd. „Auch finde ich das Bestreben, im Leben vorwärts zu kommen, bei dem Geistlichen sehr natürlich."

„Es ist ein ungesundes Streben, Exzellenz," rief Gottfried, von seinen eigenen Gedanken hingerissen, aus. „Und wenn ich der Gesetzgeber wäre, ich erließe ein Gesetz, daß alle Prediger in den Äußerlichkeiten, in dem Gehalt, in dem Titel und dergleichen mehr sich vollständig gleichständen, daß die Stellung auf ihren Pfarren lebenslänglich wäre, denn der Diener Gottes soll nicht nach den Ehren und dem Reichtum der Welt streben."

„Der Staat würde jedenfalls eine artige Summe bei der Durchführung Ihres Vorschlags ersparen," meinte der Minister mit leichtem Spott.

„Ihre Worte setzen mich in das höchste Erstaunen, Herr Kandidat," hub der Präsident an, wurde aber durch einen Diener unterbrochen, welcher hastig an den Freiherrn herantrat und ihm einige Worte zuflüsterte. Der Freiherr erhob sich.

„Es ist nicht möglich, Franz," sagte er. „Eine Revolution?"

„Ja, Herr Baron. Schon gestern Abend hat auf dem Alexanderplatz ein großer Tumult stattgefunden.

Heute Morgen hat sich derselbe wiederholt. Im Osten der Stadt durchziehen Tausende von Arbeitern die Straßen und wälzen sich unaufhaltsam dem Zentrum zu. Die Polizei, die keine Vorkehrungen getroffen hatte und überrascht wurde, ist machtlos, sie wird überall von den Massen zurückgedrängt — einige Züge der Tumultanten sind schon vor dem Königlichen Schlosse angekommen. Jetzt ziehen sie die Linden entlang. Hören Sie nur! Da kommen sie an!"

Ein wilder Lärm, ein Schreien, ein Jauchzen, ein Pfeifen und Brausen ertönte auf der Straße. Mehr und mehr schwollen die furchtbaren, wüsten Töne an. Ein Getrappel von Tausenden von schweren eisenbeschlagenen Stiefeln und Schuhen machte das Pflaster und die Häuser erbeben und die Fensterscheiben erklirren.

Die Gesellschaft in dem kleinen eleganten Speisesaal war aufgesprungen und eilte an die Fenster.

„Man sollte ein Regiment Dragoner den Hallunken entgegenschicken," sprach Rittmeister von Brandenfels mit knarrender Stimme.

Der Minister blickte ernst und besorgt auf die tobende Menge, während Herr von Brandt heftig die Thür zu dem Balkon aufriß und hinaustrat. Mit einem wilden Gejohle begrüßte die Menge die Erscheinung des stolzen, hochgewachsenen Mannes, den viele von den Tumultanten als den reichsten Großindustriellen des Landes kannten.

„Arbeet! Arbeet!" hallte es zu ihm empor im hundertstimmigen Chor. Drohend streckte er den Tobenden die Faust entgegen, da lachten die Untenstehenden grimmig auf, und einige der Wildesten schickten sich an, in das

von Gold und Marmor strotzende Palais zu dringen. Der Portier ward niedergeschlagen, Steine flogen in die klirrenden, zersplitternden Fensterscheiben, ein Steinwurf traf den Freiherrn an der Stirn, daß er einige Schritte zurücktaumelte. Hans Henning, der Rittmeister, Hilma und der Minister eilten dem Wankenden zu Hilfe. „Laßt mich,“ keuchte dieser, „ich schieße die Hunde nieder! — Ah, herrscht denn nirgends mehr Gesetz und Ordnung?!“

„Arbeet! Arbeet!“ klang es in wüsten, wilden, rauhen Akkorden durch die Straße, und aufs neue drängte die Menge gegen das verschlossene Portal des Palais. Da öffnete sich die Seitenthür des Hauptportals, und ein schlichter jugendlicher Mann in der einfachen schwarzen Kleidung eines Geistlichen trat bleichen Angesichtes, aber furchtlos und mit abwehrend erhobenen Händen dem tobenden Volkshaufen entgegen.

Es war Gottfried Hilgers! — Und die wilde Menge staute sich und flutete einen Augenblick zurück vor der einfachen Erscheinung des jungen Geistlichen.

XI

Den Augenblick des Zurückweichens und Verstummens der Menge benutzte Gottfried.

„Was thut ihr?“ rief er den erstaunt auf den einfachen jungen Geistlichen blickenden Männern und Burschen zu. „Glaubt ihr durch Lärmen und Toben euer Heil zu erreichen? Durch Gewaltthaten euch die Gunst der Welt und der Menschen zu erringen? Zurück von diesem Hause, dessen Bewohner euch nichts gethan haben, dessen Bewohner stets eine offene Hand und ein mildes Herz der Armut, der Not gegenüber zeigten!“

„Nu hör' eener den Jrünschnabel!“ rief eine rauhe Stimme aus der Menge, die jetzt in ein tolles Gelächter ausbrach.

„Det is keen Jrünschnabel, Lude,“ entgegnete eine andere Stimme, „det is en Schwarzrock — 'ne richtige Schwarzamsel, die 'ne auswendig jelernte Melodie pfeift. Weg da von der Thür, grünschnäblige Schwarzamsel, oder ick haue dir eens 'runter.“

„Versuch es!“ rief Gottfried zürnend. „Du wirst

deinen Mann an mir finden. Auch ich bin ein Sohn des Volkes, wie ihr! Auch ich kenne Not und Armut und Elend. Ich habe vielleicht mehr davon kennen gelernt wie ihr, die ihr euch nur in den Höhlen des Lasters und des Verbrechens hier in der Millionenstadt umhergetrieben habt. Aber ich will euch darum nicht zürnen und nicht schelten. Ich habe Mitleid mit euch, ich weiß, daß ihr Grund zu dem Ingrimm habt, der in eurem Herzen lodert. Ich möchte euch helfen, euch raten, wenn ich nicht ein armer schwacher Mensch wäre, wie ihr. So kann ich euch nur meinen Trost geben, den Trost Jesu Christi, der da sprach: „Selig sind die Armen, denn sie werden das Reich Gottes sehen!“

„Wat pfeift die Schwarzamsel?“ schrie die rauhe heisere Stimme von vorhin.

„Stille, Lude!“ riefen mehrere. „Der junge Mann meint es jut mit uns, un 'ne Predigt hören wir nich alle Tage für nischt und wieder nischt. Laß'n reden!“

„Ja, laßt die Schwarzamsel reden!“ jauchzte die Menge.

„Und wenn ihr auch spottet und höhnt,“ fuhr Gottfried erregt und doch erfüllt von erhabener Ruhe fort, „so will ich doch nicht aufhören, euch das Bild unseres Herrn und Heilands, das Bild des Gekreuzigten, das Bild des sich selbst darbringenden Opfers zu zeigen, das Bild desjenigen, der für alle Welt gestorben ist, das Bild desjenigen, der elender, ärmer, verachteter, verspotteter, als der geringste unter euch, doch niemals sich trotzig aufbäumte gegen den Willen des Höchsten, der seine rechte Wange darbot, wenn er einen Schlag auf die linke er=

hielt, der seinen Spöttern, seinen Peinigern mit mildem Herzen vergab, der unter den Geringsten, den Elendesten des Volkes lebte, und dennoch größer, glücklicher, ruhmreicher war, als die Kaiser und Könige der Welt. In den finstersten Stunden seines Lebens behielt er den getrosten Sinn, das Vertrauen auf den Höchsten, den Allgütigen, den Allgewaltigen. Er war unlöslich verbunden mit Gott — er vertrauete unerschütterlich — er wirkte und schaffte in diesem Vertrauen, und er war glücklich trotz seiner Armut, trotz seiner Not, trotz seines Elends. Denn unser Glück liegt in unserem Herzen! Selig die, die reinen Herzens sind! Selig und glücklich, denn selbst die Not des Lebens wird sie nicht schrecken, und ihre Herzensreinheit wird ihnen Kraft und Ausdauer verleihen, die Arbeit des Lebens würdig zu tragen und auszuharren in Not und Elend!“

„Bravo! Bravo!“ erscholl es von allen Seiten. „Die Schwarzamsel versteht es! —“

„Ja, der hat gut reden,“ rief ein anderer. „Er sitzt an des reichen Mannes Tisch!“

„Ich saß an des reichen Mannes Tisch,“ entgegnete Gottfried mit starker Stimme, „und das war fast mein Verderben! Aber von heute an scheide ich mich von des reichen Mannes Tisch, ich werde wieder, was ich gewesen, der Sohn des Volkes, der Sohn des armen Mannes, der Sohn des Siechenhauses, und kehre zurück zum Volk und zu der Not und dem Elend des Siechenhauses von St. Veit!“

„Was schwatzt er von einem Siechenhause?“

„Er meent den Bier-Siechen in der Behrenstraße!“

„Nee, er is vom Veitstanz befallen! Seht doch, wie er hin und her hüpft!"

„Hurrah, nach dem Siechenhause in die Behrenstraße!" rief ein Haufen halbwüchsiger Buben. „Da jiebt et feines bayerisches Bier. Wir wollen och mal bayerisches Bier trinken!"

Johlend stimmte die Menge ein, und ein Teil derselben wälzte sich nach dem eleganten Bierrestaurant in der Behrenstraße, während ein anderer singend und schreiend die Linden nach den Königlichen Schlössern hinunterzog.

Mittlerweile hatte sich indessen die Schutzmannschaft von der anfänglichen Überraschung erholt. Auf dem Schloßplatz trat eine geschlossene Macht der Polizisten den Tumultanten entgegen, und suchte sie mit den Hieben der flachen Klingen auseinander zu treiben. Eine förmliche Schlacht ward auf dem Schloßplatz geliefert. Die flachen Hiebe genügten nicht, um die Menge zu zerstreuen, die Schutzleute hieben scharf auf sie ein, und als nach kurzer Zeit ein Zug berittener Polizisten in die Volksmasse sprengte, und die Schloßwache in das Gewehr trat, Miene machend, in den Kampf einzugreifen, da strömte die Menge die angrenzenden Straßen zurück, und wurde von den Polizisten mehr und mehr in die Arbeiterquartiere des Nordens und Ostens der Millionenstadt zurückgedrängt.

Einzelne Arbeitertrupps flohen auch die Linden zurück und zerstreuten sich in den Alleen des Tiergartens. Gottfried sah mit Entsetzen die Schreckensszenen, die wilden Kämpfe der zerlumpten Gestalten gegen die bewaffnete

Macht, und hörte mit verzweifelndem Herzen die Angstrufe der Menge, die unter die Hufe der Pferde getreten wurde.

Einige Arbeiter flohen an ihm vorüber. Sie bluteten aus Kopfwunden, und einer von ihnen taumelte halb besinnungslos auf das Pflaster nieder, während die anderen weiterliefen. Mitleidig beugte sich Gottfried zu dem Gestürzten nieder und erschrak heftig, denn er erkannte in diesem Heinrich Petermann. Er richtete den Verwundeten empor und wischte ihm das Blut von der Stirn, über die sich eine klaffende Hiebwunde zog. Heinrich schlug die Augen auf und sah den jungen Geistlichen eine Weile starr an.

„Ah, Sie sind es,“ murmelte er dann. „Müssen Sie mir denn stets in den Weg treten?“

„Erkennen Sie die Hand einer höheren Macht, die mich Ihnen stets in den Weg stellt . . .“

„Bah, fangen Sie nicht wieder mit der alten Litanei an. Ich habe Ihre Worte vorhin gehört, sie waren sehr schön, aber nutzlos . . .“

„Nutzlos nur für den, der nicht hören will.“

„Und ich will nicht hören! Und nun lassen Sie mich in Ruhe.“

„Kommen Sie mit mir. Ich will Sie verbinden und Ihnen helfen. Wie kamen Sie zwischen die Tumultanten?“

„Fragen Sie nicht! — Hunger thut weh!“

„Haben Sie Hunger? — Gehen Sie mit mir, ich will Ihren Hunger stillen — Ihren leiblichen und geistlichen Hunger. Kommen Sie . . . ich bitte Sie darum . . .“

Heinrich Petermann schaute Gottfried forschend an. Als dieser ihm die Hände entgegenstreckte und mit sanfter Stimme wiederholte: „Ich bitte Sie darum — kommen Sie mit mir . . . ich will Ihnen helfen, ich will Ihr Bruder sein . . .“

Da lachte er plötzlich ingrimmig auf und stieß die bittend ausgestreckten Hände des jungen Geistlichen schroff und brutal zurück.

„Ich will lieber wie ein Hund verhungern,“ schrie er mit heiserer Stimme, „als daß ich von Ihnen ein Stück Brot annehme.“

„Aber weshalb denn? Was habe ich Ihnen gethan?“

„Wo haben Sie die Liska gelassen?“

„Ich habe sie ihrer Mutter zurückgebracht. Sie befindet sich bereits seit einigen Tagen in Einöd, und ich hoffe, sie wird ihr unglückseliges Leben vergessen und wieder glücklich werden.“

„Glücklich!“ lachte Heinrich auf. „Na, dann wünsche ich Ihnen und ihr viel Glück — das Glück, das die Pfaffen predigen, mag ich nicht . . .“

„Aber, Heinrich Petermann . . .“

„Lassen Sie mich! Da kommen Ihre Brüder!“

Er wies hohnlachend auf eine sich nahende Schutzmannpatrouille und verschwand dann rasch in einer Nebenstraße.

Traurig blickte Gottfried dem Entfliehenden nach. Da redete ihn ein Schutzmann an: „Gehen Sie nach Haus, bester Herr, die Straßen sind heute unsicher für jeden, der einen anständigen Rock an hat.“

„Ich möchte den Unglücklichen helfen, ihre Wunden verbinden . . .“

„Dafür lassen Sie nur die Sanitätswachen sorgen,“ sprach der Schutzmann barsch. „Kümmern Sie sich nicht um Dinge, die Sie nichts angehen. Ich befehle Ihnen jetzt, sich nach Hause zu begeben, wenn ich Sie nicht arretieren soll.“

„Ich gehe schon.“

„Na, das wollte ich Ihnen auch geraten haben.“

Als Gottfried in das Hotel des Freiherrn zurückkehrte, meldete ihm ein Diener, daß der Herr Baron ihn in seinem Arbeitszimmer erwartete. Sofort begab sich Gottfried dorthin.

Der Freiherr saß halb liegend auf der weichen Chaiselongue. Ein weißes Tuch bedeckte die kleine Stirnwunde, welche der Steinwurf aus der Menge verursacht hatte. Des Freiherrn Sohn, Hans Henning, saß am Schreibtisch seines Vaters und schien soeben mit dem Kouvertieren und Versiegeln eines Briefes fertig geworden zu sein. Neben dem Freiherrn stand Hilma und blickte mit forschendem Auge dem eintretenden Jugendfreund entgegen.

„Sie haben befohlen, Herr Baron?“ fragte Gottfried.

„Ich habe nur weniges mit Ihnen zu sprechen,“ entgegnete der Freiherr in stolzem, zurückhaltendem Tone, der Gottfried schmerzlich überraschte, da er aus demselben den verhaltenen Zorn seines Wohlthäters heraushörte.

„Sie haben heute während des Frühstücks Ansichten geäußert,“ fuhr der Freiherr in geschäftlich-gleichgültigem Tone fort, „die mir die Gewißheit verschafft haben, daß

wir nicht mehr zusammen passen, sofern diese Ansichten nicht nur theoretische Erörterungen, sondern der Ausfluß Ihres Wesens, Ihres Denkens waren. Ich frage Sie deshalb, Herr Hilgers, ob jene Ansichten wirklich die Ihrigen sind, ob Sie nach jenen Ansichten zu handeln gedenken?"

„So der Himmel mir Mut und Kraft verleiht," entgegnete Gottfried mit leicht bebender Stimme, „so werde ich nach jenen meinen wahren Ansichten, nach meiner wahren Überzeugung leben und thätig sein."

„Nun gut. Ich streite mit Ihnen nicht darüber. Es wäre aber wohl ehrlicher gewesen, Sie hätten mich früher von diesen Ihren Anschauungen in Kenntnis gesetzt."

„Aber, Herr Baron, Sie selbst vertreten ja diese meine Anschauungen — Sie mit Ihrer Freigebigkeit, Ihrem Edelmut, Ihrer Sorge für Ihre Arbeiter."

„Es ist meine Pflicht, für meine Arbeiter zu sorgen. Dafür verlange ich Gehorsam, Treue und Anhänglichkeit. Kann ich diese Eigenschaften bei meinen Arbeitern nicht erzielen, so sollen sie mich wenigstens fürchten . . ."

„Herr Baron!!"

„Sie aber, Herr Hilgers, stehen mit einem Fuße in dem Lager jener Männer, welche das Volk aufwiegeln, die die Arbeiter aufhetzen gegen die wohlhabenderen Klassen, gegen die Besitzenden, gegen die Arbeitgeber. Sie verbrämen Ihre Worte mit frommen Reden, die Sie wohl ehrlich meinen werden, die aber das Volk nicht versteht, sondern aus denen es das Gift der Unzufriedenheit saugt — wir haben nichts mehr miteinander gemein, Herr Hilgers. Sie sind Ihrer Dienste bei mir entlassen. Ich

habe Ihnen ein Zeugnis ausgestellt und Ihnen Ihr Gehalt auf sechs Monate im voraus gezahlt — da in dem Brief finden Sie alles. Und nun leben Sie wohl — unsere Wege trennen sich hier."

Gottfried beugte das Haupt. Er durfte nicht klagen. Er selbst hatte sich vor kurzem noch von dem Tische des reichen Mannes getrennt, jetzt schied sich der reiche Mann von ihm, das war nicht mehr als recht und billig. Er nahm den Brief aus der Hand Hans Hennings in Empfang, verbeugte sich schweigend und wollte sich entfernen.

Da rauschte es plötzlich an seiner Seite. Er sah auf und blickte in das aufleuchtende Auge Hilmas, die ihm die Hand entgegenstreckte. Unwillkürlich zuckte er zusammen und wagte nicht, seine Hand in die Hilmas zu legen. Doch sie ergriff seine Rechte und sprach mit inniger Betonung der Worte: „Leben Sie wohl, Gottfried. Ihr Weg wird ein glücklicher sein. Meine besten Segenswünsche, meine innigsten Gebete begleiten Sie! — Leben Sie wohl! Sie haben das beste Teil erwählt!"

Warm und fest drückte sie seine Hand, dann trat sie zu ihrem Vater zurück, der mit finsterem Blick sie beobachtet hatte, ohne zu versuchen, trennend zwischen sie und Gottfried zu treten.

Zweiter Teil

I

Der Sturmwind sauste durch die Tannen des Siechenwaldes, die tiefgebeugt unter der Schneelast des Winters ächzten, knarrten und rauschten, als ständen sie im wilden, verzweifelten Kampfe mit dem Sturm, dem übergewaltigen Gegner, dem unfaßbaren, unsichtbaren Feind, der ohne Ruh und Rast daherbrauste, niemand wußte woher, niemand wußte wohin. Vergeblich war der zähe Widerstand der geschmeidigen Tannen, sie wurden zur Erde gebeugt, sie barsten krachend auseinander, sie wurden der Äste, der Kronen beraubt, aus dem Boden gerissen und zur Erde niedergeschmettert, um sich niemals wieder zu erheben. Im Hüttenthal und weit hinaus in das Land hörte man das Toben des Kampfes zwischen dem Sturm und dem Walde; das Krachen der zersplitternden Baumstämme, das Ächzen der Gefallenen, der Verwundeten, der Toten und das unheimlich triumphierende, jauchzende Heulen des Sturmes in der finsteren Luft und in den Klüften und Schluchten des Gebirges.

Die kleine Gesellschaft in der Pförtnerstube des Siechenhauses rückte näher um den Ofen zusammen, in dem das Feuer unter jedem Windstoß hoch aufflackerte und ängstlich knisterte.

„Welch eine Nacht!" flüsterte angstvoll Frau Katharine, die mit gefalteten Händen in dem alten Lehnstuhl saß, die gichtischen Füße von einer grobwollenen Decke umwickelt.

„Das wird wieder einen tüchtigen Windbruch im Siechenforste geben," meinte der frühere Waldarbeiter August Knille, indem er sich seine kurze, schwarzgerauchte Thonpfeife von neuem anzündete.

„Das ist noch gar nichts gegen den Sturm auf dem Meere," entgegnete Willem Poppe, „den ich auf meiner Fahrt nach Amerika erlebt habe. Der große Dampfer ward hin- und hergeschleudert, als sei er 'ne Nußschale."

„Bei allem Unglück is noch ein Glück dabei," meinte der „abgeschnittene Riese" philosophisch. „Wenn's tüchtig schneit, haben die Schneeschipper in der Stadt zu thun, und wenn der Wind die Bäume im Wald durcheinanderwirft, kriegen die Holzfäller Arbeit und das Brennholz wird billig."

„Notabene," warf August Knille ein, „wenn der Wald nich 'ne herrschaftliche Domäne is und der gnädige Herr Baron sich das Holz auf den Hof fahren läßt."

„Na, das Siechenholz is ein Gemeindewald."

„Ja, eigentlich gehört der Wald dem Siechenhause von St. Veit," belehrte Reinhard Hilgers seine Freunde, „aber die Herren Stadträte von Aldendorff haben den

Wald für die ganze Gemeinde in Besitz genommen und liefern dem Siechenhause dafür frei Brennholz."

„Wobei wir manchmal höllisch frieren müssen," brummte August Knille.

„Du bist natürlich immer unzufrieden, August. Was nützte dir denn der ganze Siechenwald? Mehr wie das Holz für deinen Ofen könntest du auch nich herausholen."

„Hast recht, Willem Poppe," entgegnete August Knille lachend. „Wir führen hier ja das bequemste Leben der Welt. Aber was ich sagen wollte, Frau Hilgers," wandte er sich an die kranke Frau, „haben Sie nich kürzlich Nachricht von Ihrem Sohn, dem Herrn Pastor gekriegt?"

„Ach Gott, wenn er nur erst so weit wäre. Seine Examens hat er ja nun alle gemacht, und der gnädige Herr könnte ihn jetzt anstellen, aber ich fürchte immer, es kommt was dazwischen, und Gottfried kriegt die neue Pfarrstelle in Einöd und Hüttendorf nich."

„Was sollte denn dazwischen kommen? Der Gottfried is ein frommer Pastor geworden; wir haben's ja gehört, als er im Sommer in der neuen Kirche gepredigt hat. Sie hätten nur dabei sein sollen, Frau Hilgers."

„Ich habe die Predigt nachher gelesen," sagte die Frau mit einem sinnenden Blick in das Feuer, „aber ich weiß nicht, ich muß wohl ein bischen dumm sein, denn ich habe manches in der Predigt nicht so recht verstanden."

„Is auch nich nötig," knurrte August Knille ingrimmig. „Was brauchen wir armen Luder 'ne Predigt von so 'nem gelehrten Pastor zu verstehen? Wenn nur die reichen und vornehmen und klugen Leute sie verstehen.

Für die sind ja nun einmal die Herren Pastors von heute."

„Sie sind heute wieder gut im Zuge, August," lachte Reinhard Hilgers. „Mein Gottfried ist gewiß nicht nur für die reichen Leute. Das hat er bewiesen, als er sich des armen Mädchens, der Liska Polatowska, angenommen hat."

„Ja, das ist auch so 'ne Geschichte, die ich nich recht verstehe."

„Hat es da nich eben am Thor geschellt?" fragte Willem Poppe.

„Wer will denn heute Abend noch was von mir?" fragte erstaunt Reinhard Hilgers. „In diesem Sturm sollte ein jeder in seinen vier Pfählen bleiben."

Er erhob sich schwerfällig und humpelte zur Thür hinaus.

Es wurde still in dem kleinen Gemach. Jeder horchte, wer denn heute Abend noch Einlaß in das Siechenhaus begehrte. Man vernahm, wie Hilgers den schweren Riegel des Thores zurückschob und den Thorflügel öffnete. Plötzlich ertönte ein lauter Krach. Der Sturm mußte Hilgers den Thorflügel aus der Hand gerissen und gegen die Mauer geschleudert haben.

„Das ist ein Wind!" rief August Knille. „Ich werde Hilgers helfen, das Thor wieder zu schließen."

Aber schon hörte man, wie der Thorflügel wieder zugeschlagen wurde, und wie sich der Riegel wieder vorschob. Dann kamen die schweren, knirschenden Schritte zweier Männer auf die Pförtnerwohnung zu.

Frau Katharine horchte auf. „Ist es mir doch

gerade," sagte sie, „als ob ich meinen Gottfried sprechen hörte."

„I wo wird denn der Herr Pastor in dieser Nacht hierherkommen? Der sitzt hübsch warm in dem Palais des Herrn Barons in Berlin."

Da öffnete sich die Thür, und die schlanke, dunkle Gestalt eines jungen Mannes trat rasch ein.

Frau Katharine schrie auf und wollte sich erheben Im nächsten Augenblick lag Gottfried vor ihr auf den Knieen, umschlang sie mit den Armen und rief unter Thränen: „Meine Mutter, meine liebe, teure Mutter!"

Frau Katharine legte die zitternde Hand auf den Scheitel ihres Sohnes.

„Gottfried, mein Gottfried, bist du es denn wirklich? Woher kommst du so spät in der Nacht? Ist ein Unglück geschehen?"

„Nein, Mutter, es ist kein Unglück geschehen," entgegnete Gottfried, indem er sich fester an die alte Frau anschmiegte. „Ich bin nur zu dir zurückgekehrt, um dich nie wieder zu verlassen."

„Wie soll ich dich verstehen, Gottfried? Du machst mich ängstlich ..."

„Ja," nahm jetzt Vater Hilgers das Wort, „ich werde auch nicht klug aus seinen Worten. Erzählt er mir da, daß er das Haus des Herrn Majors verlassen hat, um jetzt bei uns zu bleiben. Ja, Junge, hast du denn jetzt die Pfarre von Hüttendorf und Einöd erhalten?"

„Nein, Vater. Ich werde sie auch wohl nie in meinem Leben erhalten."

„O mein Himmel," jammerte Frau Katharine auf, „so hat mich meine Ahnung doch nicht betrogen."

„Beruhige dich, liebe Mutter. Wenn ich diese Pfarre nicht erhalte, so wird es eben eine andere sein. Aber bis ich eine andere Pfarre oder eine Stelle als Hauslehrer erhalte, wird immerhin einige Zeit vergehen können, so lange mußt du deinen Sohn schon bei dir behalten."

„Und der Herr Pastor haben die schöne Stelle bei dem Herrn Baron aufgegeben?" fragte August Knille, indem ein spöttisches Lächeln über sein verwittertes Gesicht zuckte.

„Nein, Vater Knille," entgegnete Gottfried ruhig lächelnd, „nicht ich habe die Stelle aufgegeben, sondern der Herr Major hat mich fortgeschickt."

„Ei der Tausend!"

„Und weshalb diese plötzliche Entlassung?" fragte Reinhard Hilgers ärgerlich.

„Weil ich zu viel an das Siechenhaus von St. Veit gedacht habe."

„Das verstehe ein anderer!"

„Ich werde es euch morgen näher erklären. Jetzt aber bitte ich um eine kleine Erfrischung, die lange Eisenbahnfahrt und der Weg von der Stadt hierher haben mich hungrig gemacht."

„Vater, willste Gottfried Butter und Brot aus der Küche holen," bat Frau Katharine. „Ach Gott, daß ich auch die Gicht in die Füße habe . . ."

„Bleib' nur ruhig sitzen, Mutter, und auch du, Vater, bleib da. Ich kenne ja Hausgelegenheit, und werde mir alles selbst holen."

„Ich habe aber gar nichts im Hause, als Brot und Butter und einen Käse," entschuldigte sich Frau Katharine. „Du wirst besseres Essen gewöhnt sein."

„Leider. Ich wollte, ich hätte niemals etwas anderes zum Abendbrot gehabt, als Brot und Käse."

„Das möchte dem Herrn Pastor auf die Dauer doch wohl nich geschmeckt haben," meinte August Knille spöttisch.

„Gewiß, Vater Knille. Es hätte mir besser geschmeckt, als das Fleisch und der Wein der Reichen. Aber nennt mich nicht Herr Pastor. Ich bin es noch nicht. Nennt mich doch Gottfried, wie ihr es früher gethan habt."

„I wo werd' ich denn mir so was erlauben!"

„Na, den Herrn Pastor verbitte ich mir aber ein für allemal."

Mit diesen lachend gesprochenen Worten ging Gottfried, um sich das Brot und den Käse aus der Küche zu holen. Die Zurückbleibenden sahen sich in schweigendem Staunen an. August Knille tippte dann mit dem Finger vor die Stirn und meinte: „Bei dem Herrn Pastor scheint es hier oben nich ganz richtig zu sein. Na, Hilgers, wir wollen euch aber nich weiter stören, ich denke, ihr habt euch noch mancherlei zu sagen. Kommt, Willem Poppe und Christian Nöldeke."

Hilgers hielt die alten Burschen nicht zurück, die sich mit zweifelndem Kopfschütteln entfernten.

Schweigend betrachtete der Pförtner von St. Veit seinen Sohn, der mit gesundem Hunger das frugale Abendbrot verzehrte, welches Frau Katharine ihm vorlegte. Die Mutter quälte ihren Sohn ebenfalls nicht mit Fragen; sie wußte, daß Gottfried aus sich selbst heraus

schon die Aufklärung des seltsamen Abschiedes von dem Brandtschen Hause geben würde.

Lächelnd blickte Gottfried nach beendigtem Mahle zu seinem Vater auf und sprach: „Du bist wohl recht ärgerlich, Vater, daß ich mich mit Herrn von Brandt überworfen habe?“

„Allerdings bin ich ärgerlich,“ polterte Reinhard Hilgers heraus. „Man muß die Launen eines so gütigen Herrn und treuen Freundes mit Geduld ertragen.“

„Das hätte ich auch gethan, Vater. Aber Herr von Brandt konnte es nicht ertragen, daß ich in Bezug auf die Seelsorge und meine Stellung als Geistlicher anders dachte, als er, und da schickte er mich fort.“

„Na, ich will mich heute Abend nicht mehr mit dir herumstreiten. Du bist ja alt genug, um zu wissen, was du zu thun hast. Dankbarkeit ist meiner Meinung nach aber auch eine christliche Tugend, die sich einem angehenden Pastor wohl ziemt.“

„Ich werde Herrn von Brandt stets meine innigste Dankbarkeit beweisen, Vater. Nur meine Überzeugung kann ich ihm nicht zum Opfer bringen.“

„Mach das mit dir allein ab; ich verstehe von solchen Dingen wenig. Bei mir hat es im Leben nur geheißen: Ordre parieren! — Na, gute Nacht. Ich will schlafen gehen. Dein Stübchen nebenan ist in Ordnung, du kennst den Weg. Mutter will auch ein wenig mit dir plaudern, ich seh's ihr an. Vielleicht versteht ihr beide euch besser, als du und ich —“

„Vater, du zürnst mir?“

„Nein, ich bin mir nur noch nicht klar. Gute Nacht.“

Er reichte seinem Sohn die Hand und humpelte davon. Traurig vor sich hinschauend saß Gottfried da. Leise und sanft ergriff Frau Katharine seine Hand.

„Laß den Vater," sprach sie leise. „Er hat nun einmal einen harten Kopf und wird dir einige Tage aus dem Wege gehen, um sich die Sache durch die Gedanken gehen zu lassen. Dann wird er dich aber ebenso gut verstehen, wie ich dich schon verstanden habe, mein Sohn."

„Meine liebe Mutter!"

„Ja, ja, ich habe dich verstanden, und wenn ich dich noch lieber haben könnte, ich würde es dieses Schrittes wegen, den du eben gethan hast. Ich habe den Kopf geschüttelt, als ich deine Predigt gelesen habe, und habe mir gesagt, entweder bist du eine ganz dumme Person, daß du deinen Sohn nicht mehr verstehst, oder dein Sohn befindet sich nicht auf dem rechten Wege. Ich habe mir denn so gedacht, daß die Geistlichen doch eigentlich so recht für uns arme und gebrechliche Leute sein sollten, da ja auch unser Herr Jesus Christus mit den niedrigen und armen Leuten verkehrt hat. Deine Predigt aber sprach nur immer von den Pflichten der Menschen, dem Gehorsam, dem Fleiß, dem Glauben, und nicht von der Liebe, die doch das Höchste ist, und nicht von den Rechten der Menschen, vorzüglich der Armen und Kranken und Unglücklichen, die doch ein Recht auf die Liebe, auf das Mitleid der glücklicheren, reicheren, gesunderen Menschen haben sollten. Sieh, mein Sohn, ich bin nur eine ungebildete alte Frau, aber ich merkte doch, daß in deinem Wesen und in deinen Worten etwas lag, das nicht hinein gehörte. Du wolltest hoch hinaus, du wolltest dich nicht

begnügen, du wolltest ein reicher, vornehmer Mann werden — ja, du dachtest sogar an das gnädige Fräulein Hilma, und mir wurde bange ums Herz, daß ich dich verlieren könnte, denn wenn du dich lossagtest von dem armen und unglücklichen Volk, dann sagtest du dich auch von deiner Mutter und deinem Vater los, die arm und krank sind, und die großen, gelehrten Worte nicht verstehen können."

Gottfried kniete vor der alten Frau, und sein Haupt in den Schoß der Mutter bergend, horchte er auf ihre Worte, als spräche ein wahrer Diener Gottes, ein echter, herzensreiner Priester zu ihm, als tönte ihm aus der zitternden Stimme der alten Frau die Stimme Gottes selbst entgegen.

„Und jetzt freue ich mich," fuhr Frau Katharine fort, und legte ihre verkrümmten, verarbeiteten Hände segnend auf das Haupt des Sohnes, „daß du heimgekehrt bist zu uns, zu deinen Eltern, zu den Kranken, Armen und Unglücklichen des Siechenhauses, denn jetzt weiß ich, daß du auf dem rechten Wege dich befindest, und daß der liebe Gott diesen deinen Weg segnen wird hier auf Erden oder dort in seinem himmlischen Reich."

„Nein, Mutter," flüsterte Gottfried tief bewegt, „der allgütige Gott wird mir meinen Lohn schon hier auf Erden geben. Nicht in Geld und Gut, oder Ehre und Ansehen, sondern in dem frohen Bewußtsein meiner Seele, meine Pflicht erfüllt zu haben, und ein rechter Kämpfer gewesen zu sein in dem gewaltigen Kampf gegen Schuld und Unglück, Not und Kummer, Sünde und Armut. Und du, meine Mutter, sollst mir zur Seite stehen in diesem

Kampfe. Wenn ich erlahme, will ich mich zu dir flüchten, und dein Wort wird mich wieder stark machen. Wenn ich verzagen möchte, will ich auf dich blicken, dein Beispiel wird mir neuen Mut in die Seele gießen. Wenn der Ehrgeiz mich wieder ergreifen will, wenn ich hinausstrebe über die Grenzen meiner Pflicht, dann sollst du mich lehren, daß mein Platz unter den Unglücklichen, unter den Armen, unter den Siechen der Welt ist — daß ich in das Siechenhaus gehöre, ich, der Sohn des Siechenhauses von St. Veit, den von Kindheit an der Jammer der Menschheit umgab. — Ich bin in meine Heimat zurückgekehrt, Mutter, ich werde meine Heimat nicht wieder verlassen."

Frau Katharine umschlang des Sohnes Nacken mit ihren hageren, sehnigen Waschfrauarmen, und drückte sein Haupt an ihr Herz. Ruhig wie ein Kind blieb Gottfried am Mutterherzen liegen, während draußen der Sturm um die Mauern des alten Siechenhauses brauste, und im Siechenforst die höchsten und stolzesten Tannen knickte und zu Boden schmetterte. Heimgefunden hatte sich der junge Priester, und der Friede Gottes, der höher ist, als alles Wissen und Können, ruhte auf ihm mit mildem Ernst und verklärendem Glanz.

II

Die neuerrichtete, unter dem Patronat des Freiherrn von Brandt stehende Pfarre in Hüttendorf wurde vorläufig von dem Pastor primarius Neumann und dessen Adjunkten verwaltet. In Hüttendorf oder Einöd wohnte kein selbständiger Pfarrer; der Herr Pastor primarius Neumann und der Adjunkt wechselten sich ein um den anderen Sonntag in der Abhaltung eines kurzen Gottesdienstes in dem Kirchlein von Hüttendorf ab. Der Herr Pastor primarius empfand diesen Dienst freilich als sehr lästig, aber Herr von Brandt zahlte eine gute Entschädigung und sandte jeden Sonntag einen Wagen, der den Prediger nach Hüttendorf brachte. Mittags war dann der in Hüttendorf amtierende Geistliche fast regelmäßig Gast des Herrn von Brandt, dessen Familie mit Anbruch des Frühlings wieder nach Schloß Aldendorff zurückgekehrt war.

Auch an dem heutigen, sonnigen Maientage war Pfarrer Neumann wieder Gast des Herrn von Brandt, der in seiner chevaleresken Weise auch die Frau Pfarrerin und Christel zu Tisch geladen hatte. Christel

Neumann hatte noch immer keinen Gatten gefunden; ihre kleine Gestalt ward immer rundlicher, und die dicken, roten Wangen verkleinerten immer mehr die blauen Vergißmeinnichtaugen, die mit schwärmerischem Ausdruck an Hans Henning hingen, der, von seinem Kommando in Berlin abgelöst, einige Zeit auf Urlaub nach Schloß Aldendorff gekommen war. Dem jungen Offizier war diese schwärmerische Verehrung seiner Fähnrichsliebe scheinbar recht unbequem, aber er vermochte sich der Liebenswürdigkeit seiner Nachbarin nicht zu entziehen, und wurde von ihr in ein leises, flüsternd geführtes Gespräch verwickelt. Hilma beobachtete mit verächtlichem Lächeln die Koketterie ihrer früheren Freundin. Sie kannte die Leichtfertigkeit ihres Bruders zu genau, als daß sie an die Ernsthaftigkeit und Beständigkeit seiner Liebe zu Christel Neumann glauben konnte. Auch Christel mußte schon längst zu der Überzeugung gekommen sein, daß Hans Hennings Neigung zu ihr nur ein flüchtiges Spiel seiner Phantasie gewesen war: um so würdeloser war ihr kokettes Betragen dem jungen Offizier gegenüber.

Hilmas Aufmerksamkeit ward plötzlich durch die Nennung des Namens Gottfried Hilgers erregt. Pfarrer Neumann hatte ihn ausgesprochen, schwieg aber jetzt, in einiger Verlegenheit auf seinen Teller niederblickend.

„Fahren Sie nur fort, Herr Pastor,“ sprach Herr von Brandt ernst und ein wenig hochmütig. „Es interessiert mich, von dem jungen Mann zu hören, den ich aus den Ihnen bekannten Gründen meines Dienstes entlassen mußte.“

„Sie wissen, Herr Baron,“ entgegnete Pfarrer Neu-

mann, „daß ich keiner von den Eiferern bin, daß ich jede Meinung gelten lasse und nicht gleich Kreuzige ihn! rufe, wenn einmal ein Geistlicher unsere Heilslehre etwas anders auffaßt, als das strenge Dogma es lehrt. Ich selbst...“

„Ich weiß, Herr Pastor, daß Sie nicht zur orthodoxen Partei gehören. Was hat das aber mit dem Kandidaten Hilgers zu thun?“

„Ich wollte das nur vorausschicken, damit ich nicht in den Verdacht des Zelotismus komme, wenn ich gestehe, daß mir das Treiben des Kandidaten Hilgers etwas sonderbar vorkommt. Er benimmt sich, als sei er der Seelsorger der Gemeinde Hüttendorf und Einöd. Er besucht die Kranken, die Armen, er verkehrt mit dem verworfensten und gefährlichsten Gesindel, die Bewohner des Siechenhauses — Sie kennen ja die alten Trunkenbolde, Herr Baron — sind seine steten Begleiter, seine Leibwache, möchte ich sagen, und was das Schlimmste ist, er ist der Hausfreund der Katholikin, der Polin Anna Polatowska, deren Tochter Liska vor einigen Monaten aus Berlin zurückgekehrt ist als eine — verzeihen Sie, meine Damen! — als eine Verworfene, eine Verlorene — eine Straßendirne!“

„Sie erzählen mir da wunderbare Sachen, Herr Pastor!“ sagte Herr von Brandt, erstaunt Messer und Gabel niederlegend. „Sollte Hilgers sich so weit vergessen haben?“

„Was ist Ihnen, Hans Henning?“ flüsterte Christel dem jungen Offizier zu. „Sie sind blaß geworden! Fehlt Ihnen etwas? O bitte, lieber Freund, sagen Sie es mir...“

„Ich danke Ihnen, Christel. Mir fehlt nichts.“

„Wollen wir ein wenig in den Park gehen?“ fragte Christel mit schmachtendem Augenaufschlag.

„Wenn die Tafel aufgehoben ist …“

„Ach ja … es ist so herrlich in dem frühlingsfrischen Park.“

„Ich will niemanden anklagen, niemanden verdammen,“ fuhr der Pastor fort, „das ist nicht meine Gewohnheit. Aber ich fürchte, daß Herr Hilgers sich hat zu weit fortreißen lassen in dem Drange, dem Volke zu helfen. Er regt die Arbeiterbevölkerung des Hüttenthales unnötig auf; sie glauben Rechte fordern zu dürfen, die ihnen nicht gebühren; sie bleiben dem Gottesdienst, den ich oder mein Adjunkt abhält, fern; sie haben an mich schon die Zumutung gestellt, Herrn Hilgers die Kanzel in der Kirche Hüttendorfs einzuräumen. Herr Hilgers selbst hat mich gebeten, ihm zu gestatten, in der Kirche zu predigen — nach allem, was vorgefallen ist, habe ich geglaubt, ihm diese Bitte abschlagen zu müssen, und habe Herrn Hilgers an den Herrn Generalsuperintendenten gewiesen. Ich weiß nicht, ob er meiner Weisung gefolgt ist. Jedenfalls kann ich ihm die Erlaubnis aus eigner Machtvollkommenheit nicht geben.“

„Sie haben sehr gut daran gethan, ihm diese Erlaubnis zu verweigern,“ entgegnete der Baron. „Ich denke, als Patron der Kirche und Pfarre in Hüttendorf habe ich darüber zu bestimmen, wer dort predigen und lehren soll. Herr Hilgers besteigt die Kanzel meiner Kirche sicherlich nicht.“

„Der Herr scheint sich auch darein ergeben zu haben,

Herr Baron. Aber denken Sie sich, welchen Ausweg der junge Mann gewählt hat, um zu der Gemeinde sprechen zu können! — Er hält Versammlungen im Freien ab, meistens auf der Kuppe des Siechensteines; wenn das Wetter allzu schlecht ist, dann benutzt er die alte Siechenkapelle zu seinen Predigten, und hält dort Gottesdienst ab. Ich habe ja nichts dagegen einzuwenden, wenn ein frommer Mann zu dem Volke spricht, ich beschränke das freie Wort nicht gern, aber es ist doch ein Unfug, die Gemeinde dem ordentlichen Gottesdienste zu entziehen, indem man sie durch allerhand ihr mundgerechte Redensarten von der Kirche fernhält."

„Das ist allerdings ein Unfug, Herr Pastor, und ich werde streng dagegen einschreiten."

„Heute Nachmittag hält Kandidat Hilgers wiederum einen solchen freien Gottesdienst auf dem Siechenstein ab."

Der Baron sprang empor.

„Der Kutscher soll sofort anspannen," rief er dem Diener zu. „Ich werde selbst diesem Unfug ein Ende machen."

Hilma legte ihre schmale Hand auf den Arm des Vaters. „Übereile dich nicht, lieber Vater," bat sie. „Vielleicht entspricht die Thätigkeit des Herrn Hilgers doch mehr deinen innersten Überzeugungen, als du denkst."

„Verteidigst du ihn schon wieder?"

„Du weißt, lieber Vater, daß ich mit der Anschauung Hilgers', daß der Seelsorger einer Gemeinde vor allem der Freund, der Berater, der Bruder der Armen und Unglücklichen sein soll, vollkommen übereinstimme. Seine jetzige Thätigkeit, die ich in ganz anderem Lichte sehe, wie

der Herr Pastor, erscheint mir nur als ein Ausfluß dieser seiner Anschauung. Du, mein Vater, hilfst auch gern den Armen und Unglücklichen, ich verstehe nicht, wie dich da die Thätigkeit Gottfried Hilgers erzürnen kann. Jedenfalls ist es deine Pflicht, zuerst zu sehen, zu hören, ehe du verurteilst, ehe du strafend einschreitest."

Furchtlos blickte das stolze Mädchen in die finsteren Augen des Freiherrn. Sie waren beide von demselben Schrot und Korn, Vater und Tochter! Stolz und edel, hilfsbereit und opferfreudig. Nur war der Freiherr gewohnt zu herrschen und zu befehlen. Er kannte keinen größeren Fehler, als den Ungehorsam, als die Unbotmäßigkeit seiner Untergebenen, seiner Arbeiter. Nichts war ihm verabscheuungswürdiger, als Gesetzwidrigkeit, als Unordnung, als zügellose Freiheit. Wer sich ihm fügte, dem war er ein gütiger, milder Herr, wer sich ihm widersetzte, den zerschmetterte er. Der Tochter weicherer Sinn hatte nur den Stolz, den Edelmut, die Furchtlosigkeit des väterlichen Charakters geerbt; die Herrschsucht, der Tyrannenhochmut war das Erbteil Hans Hennings geworden, dessen schwacher Charakter nicht imstande war, diese starken Leidenschaften zu zügeln und sie, gleich dem Vater, zu den großen Eigenschaften eines königlichen Charakters auswachsen zu lassen.

Eine Weile sah der Baron zürnend in das Auge seiner Tochter. Die Röte des Zornes stieg ihm langsam in die Wangen, und das rasche Blut schwellte ihm die Adern der Stirn. Als aber Hilma den finsteren Blick furchtlos aushielt, schwand sein Zorn. Er atmete tief auf und reichte Hilma die Hand.

„Du hast brav gesprochen," sagte er. „Ich werde deinen Rat befolgen. Herr Pastor, und ihr alle, ihr sollt mich zum Siechenstein begleiten; gemeinsam wollen wir den Gottesdienst dieses wunderlichsten aller Kandidaten anhören und uns dann ein Urteil bilden."

„Ich bitte dich, lieber Mann," klagte die Baronin, „mich von dieser strapaziösen Fahrt zu beurlauben. Es ist ein warmer Tag, die Fahrt den Siechenstein hinauf wird sehr heiß, noch dazu muß man ja den letzten Teil des Weges zu Fuß zurücklegen. Ich werde mit Fred und Gerda in den Park gehen."

„Gut, du magst hierbleiben. Aber ihr anderen kommt mit. Macht euch zurecht, in einer halben Stunde fahren wir."

Hans Henning hätte sich gern ebenfalls von der Fahrt ausgeschlossen, aber er wagte keinen Widerspruch; er wußte, daß ein solcher den Vater in heftigen Zorn versetzen konnte, und bewunderte den Mut Hilmas, welche frei und offen ihre Meinung aussprach, auch wenn sie mit der des Vaters nicht übereinstimmte. Christel freute sich, daß sie mit Hans Henning zusammen eine Ausfahrt machen sollte, während die Frau Pastorin sich die Erlaubnis erwirkte, der Frau Baronin Gesellschaft leisten zu dürfen.

Nach kurzer Zeit saß die kleine Gesellschaft in dem Pirschwagen des Barons, und im flotten Trabe ging es dem düsteren Siechenwalde entgegen. Man konnte nur bis zum Siechenhause fahren; von dort führte ein ziemlich steiler Fußpfad zum Siechenstein hinauf.

Rasch schritt der noch sehr rüstige Freiherr diesen beschwerlichen Weg hinan; ihm zur Seite Hilma, während Pastor Neumann hinterdreinkeuchte, und Hans Henning und Christel den Schluß bildeten.

„Ich kann nicht mehr, Hans Henning,“ seufzte Christel nach einiger Zeit. „Ich muß mich etwas ausruhen.“

„Dieser Ausflug ist totaler Unsinn,“ schalt der junge Offizier. „Ich werde meinen Urlaub abkürzen, um solchen verrückten Fußtouren auszuweichen.“

„Ach, Hans Henning, Sie dürfen sobald nicht wieder fortgehen,“ bat Christel zärtlich. „Denken Sie nur, daß wir uns fast ein Jahr lang nicht gesehen haben! Ich habe mich so sehr auf das Wiedersehen gefreut. Ach, Hans Henning, Sie sind doch recht — recht grausam!“

Der junge Offizier wußte nicht, was er erwidern sollte. Er konnte ihr doch nicht offen erklären, daß er sie gar nicht mehr liebe, daß seine Liebe eine flüchtige Laune, daß sie eine leere, nichtige, frivole Tändelei gewesen sei. Er mußte sich dem aussetzen, daß Christel dann ihr Verhältnis den Eltern verriet; diese würden es sicherlich seinem Vater wiedererzählen, wie er an Christel gehandelt, und er wußte aus Erfahrung, daß sein Vater in solchen Sachen keinen Spaß verstand. Sein Vater wäre im stande, ihn, den flotten, lebenslustigen Dragoneroffizier, zu zwingen, Christel Neumann, das Gänschen vom Lande, zu heiraten. Er mußte deshalb Christel bei guter Laune erhalten, nahm sich aber vor, Jahre vergehen zu lassen, ehe er Christel wieder Gelegenheit gab, mit ihm allein zu

sein. Dann würde sich das Verhältnis schon von selbst lösen.

Er ergriff Christels kleine, fleischige Hand und sprach in zärtlichem Ton: „Bin ich wirklich so grausam, Christel? Sind es nicht vielmehr die grausamen Verhältnisse, welche trennend zwischen uns stehen? Steht es in meiner Macht, diese Verhältnisse bei Seite zu schieben?"

„Ach, Hans Henning!" seufzte Christel schmachtend und lehnte das Haupt an seine Schulter. „Ich bin oft sehr, sehr unglücklich."

„Auch wenn du an mich denkst, Christel?" fragte Hans Henning, den Arm um die kleine, üppige Gestalt schlingend, und sie fester an sich ziehend.

„Nein, nein, dann nicht, du mein einzig Geliebter."

Sie legte die Arme um seinen Nacken, schmiegte sich fest an ihn an und duldete seine Küsse. Dann schloß sie die Augen, barg das Antlitz an seinem Herzen und flüsterte: „O, jetzt möchte ich sterben."

Hans Hennings sinnliche Neigung flackerte von neuem empor, als das junge, blühende Mädchen willenlos hingebend in seinen Armen ruhte. Fester und fester umschlang er sie, heißer und wilder wurden seine Liebkosungen.

„Da steht eine Bank, Christel," flüsterte er. „Wollen wir dort ein wenig ausruhen?"

„Ja — aber dein Vater — Hilma —?"

„Sie sind weit voraus — nachher holen wir sie ein. Komm, Christel, mein Liebling . . ."

Er zog sie auf die Bank nieder und umschlang sie fest und in wilder Zärtlichkeit.

„Ach, Hans Henning, wie lieb hab' ich dich! Ich könnte alles für dich thun, mein Geliebter!"

„Ich komme zu dir, heute Abend," flüsterte er. „In der Fliederlaube, wo wir uns schon öfter getroffen haben, erwarte ich dich. Kommst du, mein süßer Liebling?"

„Ich komme . . . was thäte ich nicht dir zu Liebe."

„Um Mitternacht erwarte ich dich. Dann ist keine Gefahr mehr, daß man uns entdeckt."

„Und du wirst mir treu bleiben, Hans Henning?"

„Für ewige Zeit!"

„O, wie ich dich liebe!"

Aufs neue lag sie in seinen Armen, mit pochendem Herzen, stürmisch erregt, und doch von einer schweren Mattigkeit in allen Gliedern, daß sie die Augen schließen mußte. So saßen sie eine Weile fest umschlungen da. Plötzlich rauschte es im Gebüsch hinter ihnen. Erschreckt fuhr Christel empor; Hans Henning schaute sich um, sein Blick fiel auf die häßliche Erscheinung eines alten Bettlers, der das Paar grinsend anstarrte.

„Was willst du, Lump?!" fuhr Hans Henning den Bettler an. „Mach, daß du weiter kommst."

Konrad Hedderich, denn dieser war der Bettler, lachte schrill auf, schwenkte seine zerlumpte Mütze und verschwand in dem Gebüsch.

Zitternd stand Christel da. „Laß uns weitergehen," bat sie.

Hans Henning hatte ebenfalls die Lust zum längeren

Bleiben verloren; er reichte dem Mädchen den Arm, und stieg rasch mit ihm den steilen Pfad hinan. Als der Weg eine Biegung machte, sahen sie den Major, Hilma und den Pfarrer, die unter einer breitästigen Tanne standen, um sich auszuruhen.

Vor dem ernsten Blick Hilmas senkte Christel errötend die Augen. Der Major setzte jetzt den Aufstieg wieder fort, und schweigend folgten ihm die anderen.

III

Der Siechenstein bildete auf seinem höchsten Punkt ein kleines Plateau, das nur von einigen niedrigen Büschen bewachsen war, zwischen denen Felsblöcke, Trümmer der früheren Eremitenklause und vom Sturm umgestürzte, halbverwitterte Baumstämme in wilder Unordnung zerstreut umherlagen. Der Hochwald mit dem Gestrüpp und niedrigem Gebüsch umsäumte das Plateau, in dessen Mitte sich die halb in Trümmern liegende Siechenkapelle erhob. Merkwürdigerweise war gerade das Türmchen der Kapelle noch wohlerhalten, und wenn auch das einfache, metallene Kreuz auf seiner Spitze sich nach der Seite geneigt hatte, so blitzte es doch noch hell in den Strahlen der Maiensonne.

Als die kleine Gesellschaft das Plateau erreicht, bot sich ihren Augen ein überraschender Anblick, der den Baron und seine Begleiter bewog, am Ausgange des Waldes stehen zu bleiben, und so, den Blicken der auf dem Plateau Versammelten entzogen, das seltsame Bild zu beobachten.

Vor der offenen Thür der Kapelle stand die schlanke, schwarz und einfach gekleidete Gestalt Gottfrieds, und sprach mit sanfter, wohlklingender Stimme zu einer nach Hunderten zählenden Menge von Männern, Frauen und Kindern, welche sich rings um ihn im Kreise auf die Erde, auf die Felsblöcke und Baumstämme gelagert hatte, und den Worten des jungen Mannes in schweigender Aufmerksamkeit lauschte. Durch die halb erblindeten Glasscheiben der Kapelle und das bunte Altarfenster fiel der helle Sonnenschein gedämpft in die Kapelle, deren Inneres mit magischem, grünlich-goldigem Schein erhellend. Gegen diesen leuchtenden Hintergrund hob sich die im Schatten stehende dunkle Gestalt des jungen Geistlichen wirksam ab; es war, als ob ihn ein verklärender Schein umwob. Zu seinen Füßen auf den halbzerfallenen Stufen der Treppe saß tiefgebückt eine ältliche Frau, an deren Schulter sich ein kleines Mädchen von etwa sieben oder acht Jahren anschmiegte und mit seinen großen dunklen Kinderaugen im halben Verständnis der Worte Gottfrieds, aber mit kindlicher Bewunderung zu dem jungen Prediger emporblickte. An der anderen Seite Gottfrieds kniete mehr, als daß sie saß, die Erscheinung eines selbst in ihrem ärmlichen Gewande schönen Mädchens, dessen tiefschwarze Augen in schwärmerischer Verehrung an den Lippen des Redners hingen, während es die gefalteten Hände schlaff herabhängen ließ. Auf den untersten Stufen der Treppe kauerten einige krüppelhafte Gestalten, in denen der Baron und seine Begleiter die vier Invaliden aus dem Siechenhause von St. Veit erkannten.

„Da haben wir ja die ganze Gesellschaft beisammen,“

flüsterte der Pastor dem Freiherrn zu. „Das gebückte Weib neben ihm ist die Anna Polatowska, das Mädchen, welches so schwärmerisch zu Hilgers aufschaut, die Liska. Und nun sehen Sie sich einmal um, Herr Baron. Die meisten der Leute sind Arbeiter von Ihren Eisenwerken."

Auf der Stirn des Freiherrn schwoll die Zornesader an. Er wollte rasch unter die Versammlung treten, aber Hilma hinderte ihn daran, indem sie leise zu ihm sagte:

„Wolltest du nicht erst mit eigenen Ohren hören, Vater, was Gottfried Hilgers diesen Leuten predigt? — Man versteht hier fast jedes Wort . . ."

„Gut, eine Weile wollen wir diesen seltsamen Apostel anhören."

Gottfried erzählte den Leuten in schlichter Weise von dem Leben Jesu, um daran seine betrachtenden Bemerkungen zu knüpfen. Diese Bemerkungen waren aber so eigenartig, daß Pfarrer Neumann nicht umhin konnte, sein weises Haupt mehr als einmal in stiller Bewunderung zu schütteln.

„Es ist euch," so sprach ungefähr Gottfried, „von den Aposteln der neuen Lehre, die jetzt die Welt durchziehen, um die Arbeiterschaft zum gemeinsamen Kampf gegen die herrschenden Klassen aufzurufen, gesagt worden, daß auch Jesus Christus, unser Heiland, ein Revolutionär gewesen, daß seine Lehre von dem Reich Gottes, der Armen und Unglücklichen, der Mühseligen und Beladenen die größte Umwälzung in der Welt hervorgebracht habe, eine größere, als selbst die blutigste Revolution. Es ist wahr, meine Freunde, Christi Lehre hat die Welt ver-

ändert, hat die Menschheit auf eine höhere Stufe der Entwicklung gehoben, hat eine Umwälzung hervorgebracht, die größer, gewaltiger nicht gedacht werden kann. Aber falsch ist es, Jesu Christi Lehre mit der Lehre der neuen Apostel zu vergleichen, denn diese suchen das Glück hier auf Erden, während Jesu Lehre das Glück in das Innere des menschlichen Herzens verlegte. Mein Reich ist nicht von dieser Welt! sprach Jesus, während die neuen Apostel höhnisch rufen: Laßt uns essen und trinken, so gut, wie wir können, denn morgen sind wir tot. — Hier, meine Freunde, liegt der Unterschied der Lehre Christi und der Lehre der neuen Apostel, ein Unterschied, der sich niemals ausgleichen läßt. Die neuen Apostel der Glückseligkeit wollen dem Menschen mit roher Gewalt auf Erden ein äußerliches Glück schaffen, das doch ebenso rasch, wie es geschaffen ist, wieder in nichts zusammenfallen kann. Jesus Christus will die Menschen im Geist und im Herzen glücklich machen, er will uns emporheben über das Elend des irdischen Daseins, er will uns auf eine höhere Stufe heben, als abhängig zu sein mit unserem Glück von gutem Essen und Trinken, schöner Kleidung und bequemer Wohnung. Das Streben der vorchristlichen Welt war auf dieses äußerliche Glück gerichtet; die alte Welt ging zu Grunde, als die Lehre von dem höheren Glück, das Jesus Christus uns verkündete, die Herzen der Menschheit ergriff und läuterte. Das, meine Freunde, bedenkt, wenn sich euch wieder einmal die Apostel der neuen Lehre nahen, um euch ein äußerliches Glück zu bieten, um ein Streben in eurem Herzen nach Reichtum, nach Wohlleben zu entzünden, welches Streben nur das

wahre, innerliche Glück des Menschenherzens zerstört. Und nun laßt uns beten das Gebet, das Jesus Christus uns selbst gelehrt hat: Vater unser, der du bist im Himmel — geheiligt werde dein Name — dein Reich komme — dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden — unser täglich Brot gieb uns heute — und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern — und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel, denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. — Amen.“ — — —

In andachtsvollem Schweigen verharrte die Menge, während Gottfried die Worte des Gebetes mit inniger Betonung sprach.

Hilma hatte die Hände gefaltet, und bebend bewegten sich ihre Lippen, während sich ihre Augen mit Thränen füllten. Der Baron stand auf das heftigste erregt da; in ihm gährte es gewaltig, er vermochte sich noch nicht zur Klarheit durchzuringen, er wußte noch nicht, ob er dem jungen Priester dort in herzlicher Versöhnung die Hände entgegenstrecken, oder ob er zürnend unter seine Arbeiter treten sollte, die mit fast anbetenden Blicken an Gottfrieds verklärtem Antlitz hingen. Der Pfarrer Neumann befand sich in äußerster Verlegenheit; er mußte zugestehen, daß die Worte Gottfrieds von einer tiefen und einfachen Frömmigkeit zeugten, während ihm doch andrerseits aus des jungen Mannes Worte ein Geist entgegenwehte, den er nicht verstand. Spöttisch lächelnd blickte Hans Henning auf die betende Menge, während Christel nicht wußte, ob sie, wie Hilma, beten, oder, wie Hans Henning, spotten sollte.

„Verurteilst du noch diese Versammlungen deiner Arbeiter, Vater?“ fragte Hilma den Freiherr'n mit sanfter Stimme.

„Was Hilgers sprach, war gut und fromm,“ entgegnete der Baron tiefbewegt. „Aber er stellt sich außerhalb der gesetzlichen Ordnung, und das ist niemals gut. Ich werde mit ihm sprechen.“

Er trat rasch aus dem Gebüsch; seine Begleiter folgten ihm. Eine lebhafte Bewegung ging bei dem Anblick des Freiherrn durch die Menge. Die einen erhoben sich ehrerbietig und grüßten ihren Arbeitgeber, die anderen blickten trotzig auf den Freiherrn, der, ohne zur Seite zu sehen, geraden Wegs auf Gottfried zuschritt. Dieser hatte seinen früheren Herrn ebenfalls gesehen; eine feine Röte stieg in seine blassen Wangen, aber ruhig blieb er auf dem Platze vor der Kapellenthür stehen und blickte Herrn von Brandt gefaßt entgegen. Daß es zu einer stürmischen Auseinandersetzung kommen würde, nahm er an; was an ihm lag, eine Versöhnung herbeizuführen, sollte sicherlich geschehen.

„Das ist ja eine seltsame Versammlung, Herr Kandidat,“ hub der Freiherr an, vor Gottfried hochaufgerichtet stehen bleibend und ihn mit ernstem, stolzem Blick messend.

„Die Leute haben mich gebeten, Herr Baron,“ entgegnete Gottfried ruhig und gefaßt, „mit ihnen dann und wann über Religion und andere ihnen am Herzen liegende Gegenstände zu sprechen. Ich glaubte, die Bitte der Leute nicht abschlagen zu sollen.“

„Die Leute haben Sie gebeten?! Das setzt mich in Erstaunen; ich habe dafür Sorge getragen, daß meinen

Arbeitern jeden Sonntag das Wort Gottes gepredigt wird. Ich denke, das sollte ihnen genügen, wie es auch mir, ihrem Arbeitgeber, ihrem Herrn, genügt. Haben Sie ein Recht dazu, Herr Kandidat, diese Versammlung, in der mir nicht nur über religiöse Dinge gesprochen zu werden scheint, hier unter freiem Himmel abzuhalten? Haben Sie die polizeiliche Erlaubnis — haben Sie die Erlaubnis Ihrer vorgesetzten geistlichen Behörde?"

„Nein, Herr Baron. Ich glaube auch kaum, daß unsere Zusammenkunft eine Versammlung im gesetzlichen Sinne ist. Die Leute haben sich zu einem Ausfluge zusammengethan, mich aufgefordert, an diesem Ausfluge teilzunehmen, und mich um einen religiösen Vortrag gebeten. Ich denke, daß darin nichts Böses liegt."

„Wenn es sich um einen einmaligen Ausflug handelte, würden Sie recht haben. Sie sollen aber regelmäßig an diesem Orte zusammenkommen."

„Sie sind falsch berichtet, Herr Baron. Ich habe hier und an anderen Orten zu den Leuten gesprochen. Die Kanzel ist mir verwehrt worden, ich halte es aber für meine Pflicht und Aufgabe, die mir Gott verliehen hat, meinen Mitmenschen das Evangelium zu predigen, ihnen mit Rat und That zur Seite zu stehen."

„Warten Sie, bis ein geistliches Amt Ihnen dazu die Pflicht und Aufgabe giebt, Herr Kandidat. Ich kann es nicht dulden, daß Sie gleichsam der Privatseelsorger meiner Arbeiterschaft sind. Ich habe meinen Arbeitern den Seelsorger zu bestellen, und habe es gethan, indem ich Herrn Pfarrer Neumann beauftragt habe, die pfarramtlichen Geschäfte in Hüttendorf und Einöd zu versehen."

„Ich dränge mich gewiß nicht in diese Thätigkeit des Herrn Pfarrers. Wenn ich aber auch noch kein Amt habe, so fühle ich doch in mir die Berufung, das Wort Gottes zu predigen, und, Herr Baron, niemand wird dieses ‚Amt‘ mir nehmen können, niemand mich verhindern können, den Armen, den Elenden, den Unglücklichen, den Notleidenden den Trost des Gotteswortes zu bringen. Blicken Sie um sich, Herr Baron! Sie sehen nur arme Leute hier versammelt. Die ärmsten, die niedrigsten Ihrer Arbeiter, die Unglücklichen und Kranken, die Bewohner des Siechenhauses — wollen Sie diesen Unglücklichen, diesen Armen, diesen Hungrigen nach der Speise des Herzens und des Geistes, verwehren ihren Hunger, ihre Sehnsucht zu stillen? Sie wollen ihnen doch nicht den einzigen Trost ihres Lebens rauben?“

„Ich raube ihnen den Trost nicht — ich habe ihnen eine Kirche gebaut, ich habe ihnen einen Seelsorger gegeben!“

„Aber sie verstehen den Seelsorger nicht, der sich nur des Sonntags ein Stündchen unter ihnen sehen läßt. Sie sind zu mir gekommen und haben mich gebeten, zu ihnen zu sprechen; mich verstehen sie, Herr Baron, denn ich bin einer der ihrigen, ich bin, wie sie, arm, ich bin, wie sie, groß geworden unter Unglück, Krankheit, Armut, Not und Kummer. Mich verstehen sie, denn ich habe sie aufgesucht in ihrer Armut, in ihrem Unglück, und deshalb, Herr Baron, halte ich mich für verpflichtet, zu ihnen zu sprechen, auch wenn ich noch kein Amt bekleide.“

Ein dumpfes Murren erhob sich in der Menge, die sich um den jungen Geistlichen scharte und den Baron

mit finsteren Blicken beobachtete. Einzelne zornige Worte wurden laut, ja, einige trotzige Männer streckten dem Freiherrn drohend die Fäuste entgegen.

Furchtlos stand der Freiherr der Menge gegenüber. „Sie sehen,“ sagte er mit verächtlichem Hinweis auf die Leute, „welche Früchte Ihre Handlungsweise trägt. Meine Arbeiter, für deren leibliches und geistiges Wohl ich gesorgt habe und weiter sorgen werde, meine Arbeiter, die früher ehrfurchtsvoll zu mir aufblickten, sie drohen mir, sie werden mich eines Tags niederschlagen, wie jene Rotte von Wütenden in Berlin es versuchte, zu denen Sie, Herr Kandidat, sich ebenfalls hielten. Ich verachte eure Drohungen, Leute,“ rief er laut. „Ihnen aber, Herr Kandidat, verbiete ich, zu meinen Leuten zu sprechen. Ich verbiete Ihnen, den Geist des Aufruhrs unter meine Arbeiter zu tragen, und ich werde dafür sorgen, daß Ihre vorgesetzte Behörde Sie aus dieser Gegend entfernt ...“

„Das werden Sie nicht thun, Herr Baron!“ rief eine laute, barsche Männerstimme aus der Menge, „oder wir kündigen Ihnen die Arbeit und gehen mit Herrn Hilgers!“

„Nennen Sie das Erziehung zu Gehorsam, zu Geduld, zu Mäßigung, Herr Kandidat?“ fragte der Baron spöttisch.

Gottfried wandte sich zu der Menge und erhob bittend die Arme. „Beruhigt euch, Freunde,“ sprach er. „Der Herr Baron hat nur mißverstanden. Unterlaßt die drohenden Worte, sie sind eurer nicht würdig. Geht, entfernt euch, laßt mich allein mit dem Herrn Baron sprechen; ich bitte euch, bleibt ruhig, und geht.“

„Sie werden uns nicht verlassen, Herr Hilgers?“ ertönte die rauhe Stimme von vorhin.

„Ich verlasse euch nicht. Ich verspreche es euch. Aber erfüllt meine Bitte und entfernt euch — still und ruhig, wie es eurer würdig ist.“

Die Menge drängte sich um Gottfried; die Frauen und Kinder küßten seine Hände, seinen Rock; die Männer schüttelten ihm die Hand, dann entfernten sie sich, still und ruhig, und waren nach wenigen Minuten im Walde verschwunden. Nur die Invaliden aus dem Siechenhause blieben auf der Treppe der Kapelle sitzen, und Liska Polatowska stand an den Pfosten der Kirchenthür gelehnt, die Arme über der Brust zusammengeschlagen, mit düsterem Blick den Baron und seine Begleiter musternd.

„Ich bewundere Ihren Einfluß, Herr Kandidat,“ nahm der Baron das Wort. „Reicht er aber auch hin, die wirklich empörte Menge zurückzuhalten?“

„Gott wird mir auch diese Kraft verleihen, wenn es sein Wille ist,“ entgegnete Gottfried im felsenfesten Vertrauen.

Der Baron wollte erwidern, aber in diesem Augenblick trat Pfarrer Neumann vor und sprach mit bebender Stimme: „Vergönnen Sie mir einige Worte, Herr Baron. Ich habe bislang geschwiegen, da ich der Menge das Schauspiel der Zwietracht zweier Geistlichen nicht geben wollte. Jetzt aber muß ich reden, da wir allein sind, und Herr Hilgers mich der Versäumnis meiner Pflichten angeklagt hat.“

„Ich habe Sie nicht angeklagt, Herr Pastor. Ein jeder erfüllt sein Amt nach seiner ihm von Gott verliehenen

Kraft. Sie, Herr Pastor, haben eine große Gemeinde; Sie haben vielleicht nicht die Zeit, sich um jedes einzelne Gemeindemitglied zu bekümmern —“

„Schweigen Sie jetzt, junger Mann,“ rief Pfarrer Neumann, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben wirklich erzürnt. „Sie haben nicht das Recht, anzuklagen und zu verdammen, der Sie mit dem Abschaum der Menschheit verkehren. Sie haben die Wohnung Ihrer Eltern verlassen ...“

„Ja, Herr Pastor. Ich wollte meine Eltern nicht in Zwietracht mit dem Herrn Baron, unserem Wohlthäter, bringen.“

„Sie wohnen jetzt bei der Katholikin, der Anna Polatowska ...“

„Ja. Frau Anna ist eine Christin wie Ihre Gattin, wie Ihre Tochter, Herr Pastor ...“

„Nennen Sie meine Frau, mein Kind nicht mit jenen verworfenen Weibern in einem Atem! Herr Kandidat, bislang habe ich abgesehen davon, über Ihr sittliches Verhalten an die geistliche Behörde zu berichten, Sie zwingen mich dazu — Sie wohnen nicht nur bei einer Katholikin, Sie wohnen bei einer Dirne! —“

Ein wilder Schrei ertönte. Liska Polatowska sprang die Stufen der Treppe hinab und schien sich auf den Pfarrer stürzen zu wollen.

„Liska, was thust du?!“ rief Gottfried, und das Mädchen stutzte, blickte mit flehendem Auge zu Gottfried empor und sank dann vor ihm in die Knie, aufschluchzend das Antlitz in die Hände verbergend.

Gottfried legte die linke Hand wie segnend auf den

schwarzen Scheitel der vor ihm Knieenden. Die Rechte erhob er mahnend zum Himmel, und rief mit starker Stimme:

„Verdammet nicht, auf daß ihr nicht verdammt werdet, Herr Pfarrer! Klaget nicht an, auf daß ihr nicht angeklagt werdet! Wer weiß, Herr Pfarrer, ob Sie, ob wir alle vor dem Richter der Lebendigen und der Toten bestehen können! Wer trägt größere Schuld, derjenige, der dieses arme Geschöpf auf den Weg des Lasters geführt hat, oder sie selbst, die sich in heißer Sehnsucht nach dem falschen Glück dem Verführer in die Arme warf? — Ich klage niemanden an — ich verurteile niemanden. Aber sehet Euch um im Kreise der Anwesenden! Ihr werdet den Beweis der Schuld auf dem Antlitz desjenigen lesen, der größere Schuld trägt, als diese Unglückliche. Sehet Euch um, Pfarrer Neumann, der Ihr dieses arme Geschöpf verurteilt, der Ihr diesem armen Wesen nicht verzeihen könnt, Ihr werdet in größerer Nähe anzuklagen, zu verurteilen, zu verzeihen finden! — Auf Eure Anklage, Herr Pfarrer, die Ihr gegen mich geschleudert habt, antworte ich nicht. Was diese Unglückliche betrifft, so rufe ich Euch das Wort Jesu Christi, unseres Herrn und Heilandes, zu: Wer unter Euch ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein auf sie!“

Mit erhobener Rechten stand er da, die Linke noch immer auf Liskas Haupt gelegt, die sich fest an seine Knie schmiegte. In tiefer schweigender Erregung standen alle. Man hörte das leise Flüstern der Gräser und das Summen der Fliegen.

Da beugte sich Gottfried zu Liska nieder und sprach

sanft: „Steh auf, Liska. Komm, niemand schilt dich mehr. Wir wollen nach Haus gehen.“

Liska küßte die Hand Gottfrieds, dann erhob sie sich langsam und folgte dem rasch davonschreitenden jungen Mann mit gesenktem Haupte. Auch die Invaliden aus dem Siechenhause humpelten hinter Gottfried drein. Ehe der letzte von ihnen, Konrad Hedderich, im Walde verschwand, wandte er sich noch einmal um und grinste höhnisch den Zurückbleibenden zu. Dann schlugen die Büsche auch um ihn zusammen.

Pastor Neumann stand wie auf glühenden Kohlen. Er bereute bitter, daß er sich so weit hatte hinreißen lassen. Der Freiherr blickte sich im Kreise um. Sein Auge begegnete dem in Thränen schwimmenden Blick Hilmas, deren Antlitz in edler, schmerzlicher und doch freudiger Bewegung glänzte. Eine furchtbare Angst hatte sich bei den Worten Gottfrieds mit Zentnerlast auf sein Herz gesenkt, daß die Schuld ihre Fangarme nach seiner Tochter ausgestreckt haben könnte. Jetzt atmete er tief und erleichtert auf. So sah keine Schuldige aus! — Aber sein Sohn?! Mit bleichem Antlitz, fest zusammengekniffenen Lippen, scheu zur Erde gesenktem Blick stand Hans Henning da — ein Bild der Schuld.

„Hans Henning!“ rief der Freiherr mit starker, drohender Stimme.

„Ja, Vater . . .“

„Du — du — hast jenes Mädchen —?“

„Ja, Vater . . .“

„Ah!“ — der Freiherr erhob die Hand, wie um seinen Sohn zu schlagen, da stürzte sich plötzlich Christel

ihm entgegen und ergriff des Freiherrn Arm. „Verzeihen Sie ihm," rief sie aufschluchzend, „wie ich ihm verzeihe!"

„Sie — — Sie — verzeihen ihm?!"

„Ja, weil ich ihn liebe . . . und weil ich schuldig bin, wie jene . . ."

Pastor Neumann fuhr empor. „Christel! — Was sprichst du?! — du — du — oh, welche Schmach — welche Schande!"

„Ich bin schuldig, Vater," schluchzte Christel auf. „Ach, wir hatten uns ja so lieb . . ."

Sie wollte sich ihrem Vater in die Arme werfen. Aber dieser schleuderte sie von sich. „Fort, du Elende — du Dirne!" rief er und stürzte davon.

Christel wäre zur Erde gesunken, wenn Hilma sie nicht aufgefangen hätte. Halb ohnmächtig lag sie an Hilmas Herzen. Der Freiherr trat auf seinen Sohn zu.

„Geh, leiste deiner Braut Beistand, Hans Henning," sprach er fest und gebieterisch, und wandte sich ab und schritt rasch den steilen Pfad hinunter, ohne sich umzuschauen.

IV

Mehrere Wochen waren vergangen. Gottfried hatte nur selten die Hütte Anna Polatowska's und die nächste Umgebung verlassen; er wollte keinen Anlaß zu Streit und Zwietracht zwischen dem Freiherrn und dessen Arbeitern geben. Aber allabendlich versammelten sich um die kleine Hütte, in der Gottfried still für sich lebte, die Männer und Frauen von Einöd und Hüttendorf und lauschten auf Gottfrieds Worte, der mit ihnen plauderte, sie tröstete ihnen neuen Mut und Hoffnung einflößte, sie hinwies auf die ewige Liebe, welche über den Sternen wohnt, und sie ermahnte, reinen Herzens zu bleiben, sich unter einander zu lieben, sich zu helfen, zu trösten in Unglück, Armut und Krankheit, dann würde das wahre Glück ihnen nicht versagt bleiben. Die Leute hingen an dem jungen Geistlichen mit schwärmerischer Verehrung. Anfangs hatte man über Gottfried gespottet, wenn er zu den Armen und den Kranken, den Gebrechlichen und Altersschwachen, den Frauen und Kindern, zu all und jedem

kam, um zu trösten, zu helfen, aufzurichten. Nach und nach aber verstummte der Spott, und wenn auch nicht alle Bewohner Hüttendorfs und Einöds Anhänger des jungen Predigers waren, so mußten sie wenigstens sein segensreiches, stilles, sanftes Wirken anerkennen; nach kurzer Zeit trat niemand mehr Gottfried hindernd in den Weg, selbst die Beamten des Freiherrn ließen ihn schweigend, wenn auch nicht zustimmend, gewähren.

Seit einigen Tagen machte sich in dem Teil der Arbeiter, welche die passiven Gegner Gottfrieds waren, eine gewisse Gährung und Aufregung bemerkbar, von der jedoch Gottfried in seiner stillen Zurückgezogenheit nichts wußte. Er saß gegen Abend in dem kleinen Gärtchen, das jetzt eine musterhafte Ordnung zeigte, und schrieb an einem Aufsatz für eine geistliche Wochenschrift. Er beschäftigte sich jetzt viel mit solchen Arbeiten, in denen er seine Anschauungen niederlegte, die ihm zu gleicher Zeit aber auch einen kleinen Verdienst einbrachten, von dem er seine geringen Bedürfnisse nicht nur befriedigen, sondern auch noch ärmere Leute als er selbst war, unterstützen konnte.

Das Geräusch eines raschen leichten Schrittes ließ ihn von der Arbeit aufsehen. Liska kam mit verstörtem, bleichem Gesicht auf ihn zu und sagte hastig: „Haben Sie schon gehört, Herr Hilgers, daß er wieder da ist?"

„Wen meinst du mit diesem „Er"?" fragte Gottfried lächelnd.

„Heinrich Petermann!"

Gottfried erhob sich rasch. „Fürchtest du dich vor ihm, Liska? — Sei unbesorgt, er wird dir nicht zu

nahe treten. Ich habe einen tiefen Einblick in die Seele dieses Mannes gethan; neben einer heftigen Leidenschaft birgt sie doch edelmütige Eigenschaften, die ihn einer schlechten That unfähig machen. Was treibt er hier?"

„Er sucht wieder Arbeit. Er scheint sehr arm und unglücklich zu sein, aber er ist trotziger denn je. Auf seine Reden ist auch die Erregung unter den Arbeitern zurückzuführen."

„Ich will mit ihm sprechen." . .

„Thun Sie es nicht, Herr Hilgers. Er hat Drohungen gegen Sie ausgestoßen."

„Ich fürchte seine Drohungen nicht. Wo werde ich ihn treffen können?"

„In dem Gasthaus Zum Eisenhammer."

„Nun gut, so werde ich hingehen."

Der junge Mann nahm seinen dunklen Strohhut und entfernte sich, Liska zum Abschied freundlich zunickend. Das Mädchen blickte mit starrem Auge dem Davonschreitenden nach, bis er hinter den Bäumen und Büschen des Thales verschwunden war. Dann sank sie auf die Gartenbank nieder, faltete die Hände und starrte düster vor sich hin, während langsam Thräne auf Thräne aus ihrem Auge quoll und über ihre bleiche Wange perlte.

Gottfried erreichte nach kurzer Zeit das Gasthaus, aus dessen Garten ihm ein wilder Lärm entgegenklang. Es war Feierabend, die Arbeiter traten in dichten Scharen aus den Fabrikgebäuden, grüßten Gottfried freundlich, der mit diesem und jenem einige freundliche Worte sprach, und begaben sich nach Hause. Aber ein kleiner Teil der Arbeiter kehrte in den Garten des Gasthauses ein, in

dem bereits eine Gesellschaft beschäftigungsloser Arbeiter versammelt war.

Auch Gottfried trat ein.

Umringt von etwa hundert, in der Mehrzahl noch sehr jugendlicher Arbeiter stand Heinrich Petermann und hielt eine Ansprache. Gottfried erschrak über das veränderte Aussehen Heinrichs, der, früher das Bild strotzender Gesundheit und Kraft, jetzt einen verkommenen und verwilderten Eindruck machte.

Als die Menge den jungen Geistlichen gewahrte, machte sie ihm in schweigendem Trotz Platz. Man wagte doch nicht, dem Manne, dessen uneigennütziges Wirken jedem bekannt war, feindselig entgegenzutreten. Gottfried schritt auf Heinrich Petermann zu, der, in seiner Ansprache einhaltend, mit finsteren, drohenden Augen ihm entgegenblickte.

„Ich hörte, daß Sie zurückgekehrt wären, Heinrich Petermann," sprach Gottfried freundlich-ernst, „und daß Sie Arbeit suchten. Ich freue mich, Sie wiederzusehen und hoffe, daß Sie jetzt meine Hand, meine Freundschaft nicht zurückweisen werden."

„Wozu brauche ich Ihre Freundschaft?" entgegnete Heinrich mit drohender Stimme. „Drängen Sie sich wieder an mich heran?"

„Ich dränge mich Ihnen nicht auf, Heinrich. Ich will Ihr Freund werden; ich denke, ein jeder Mensch kann einen treuen Freund und Berater gebrauchen."

„Ich danke für Ihren Rat," lachte Petermann spöttisch auf. „Den Rat der Pfaffen kenne ich — ich verachte ihn — ich will ihn nicht hören. Aber ich freue mich

doch, Sie wiederzusehen, Herr Kandidat. So weiß ich doch jetzt, wie ein Heuchler, ein Lügner, ein Volksverführer aussieht. Gerade so habe ich mir einen solchen Mann allerdings vorgestellt, so glatt, so gescheitelt, so schlangenklug und so taubenfromm. Lassen Sie ab von mir, Gottfried Hilgers! — Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen die glatte Larve herunterreiße?"

„Sie wissen nicht, was Sie sprechen, Petermann," entgegnete Gottfried ruhig. „Ihre Anklagen können mich nicht treffen. Mein Leben liegt klar vor aller Augen, ich habe nichts zu verbergen; ich spreche, wie ich denke, ich handle nach meiner innersten Überzeugung, nach dem, was ich meinen Mitmenschen lehre; ich tröste die Unglücklichen, ich besuche die Kranken, ich suche die Armen zu unterstützen, soweit meine schwachen Kräfte reichen, ich möchte ein Freund, ein Bruder aller Mühseligen und Beladenen sein. Sehen Sie in diesem meinem Leben ein Unrecht, eine Sünde? Ich denke, daß noch niemand durch mein Wort, durch meinen Rat, durch meinen Trost unglücklich geworden ist."

„Seien Sie nicht zu stolz auf Ihre Thätigkeit, Gottfried Hilgers!" rief drohend Heinrich.

„Sie irren. Ich bin nicht stolz auf meine Thätigkeit, im Gegenteil, ich wünschte, ich hätte Macht und Kraft, noch weit mehr zu thun."

„Und Ihre verblendeten Anhänger noch tiefer in das Unglück zu stürzen!"

„In das Unglück?"

„Ja, in das Unglück der Arbeitslosigkeit — des Elends — des Hungers!"

„Ich verstehe Sie nicht!“

„Sie werden mich verstehen lernen. Haben Sie nur noch einige Tage Geduld. — Kommt, Genossen,“ wandte er sich an die Umstehenden, „laßt uns in das Haus gehen; der Pfaffe braucht nicht zu hören, was wir verhandeln.“

Die finster-drohenden Blicke der Burschen belehrten Gottfried, daß sein Wort heute auf unfruchtbaren Boden fallen würde. Er nahm sich vor, Heinrich Petermann aufzusuchen, wenn er allein war, und entfernte sich, nachsinnend über die Worte des Arbeiters, hinter denen ihm ein Geheimnis verborgen zu sein schien.

Als er sich der Hütte Anna Polatowskas wieder näherte, sah er in dem kleinen Garten eine helle Frauengestalt stehen, die sich mit der Polin, ihrem Kinde und Liska freundlich unterhielt. Ein freudiger Schreck durchzuckte sein Herz. Er erkannte in der schlanken, hellen Gestalt Hilma von Brandt. Die kleine Anna erblickte ihn zuerst und lief aufjauchzend auf ihn zu. Das Kind an der Hand trat Gottfried mit freudigem Gruß Hilma entgegen. Ein heller, rosiger Schein verklärte das schöne Antlitz Hilmas: sie streckte ihm die schmale, weiße Hand entgegen und sprach mit einer Stimme, in der innige Freude und tiefe Bewegung zitterten: „Schon lange war es mein Wunsch, Gottfried, Sie hier aufzusuchen! Jetzt endlich bin ich dazu gekommen. Schelten Sie mich, daß ich bislang zu schwach, zu furchtsam war, diesen Weg zu unternehmen.“

„Aber, mein gnädiges Fräulein . . .“

„Weshalb nennen Sie mich nicht mehr Hilma, wie früher?“

„Wodurch habe ich Ihre Güte verdient? — Ich danke Ihnen von ganzem Herzen ....“

„Danken Sie mir nicht. Ich habe Ihnen zu danken. Doch, Gottfried, ich bin in Geschäften, halb und halb im Auftrage meines Vaters hierher gekommen. Jedenfalls hat er meinem Ausflug zu Ihnen kein Hindernis in den Weg gelegt.“

„Wollen Sie sich nicht näher erklären, Fräulein Hilma? Und wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Eine kleine Weile habe ich noch Zeit, dann aber muß ich mich auf den Heimweg machen, um vor Abend zu Hause zu sein.“

„O Ihr Wagen führt Sie in einer halben Stunde nach Schloß Oldendorff!“

„Ich bin nicht mit dem Wagen hier. Ich habe den Weg zu Fuß gemacht.“

„Zu Fuß?“

„Ja, über das Siechenhaus, wo ich Ihre Eltern besucht habe, und über den Siechenstein.“

„Dann werden Sie ermüdet sein, hungrig und durstig ... Liska, hole dem gnädigen Fräulein eine Erfrischung ...“

„Ich danke, Gottfried. Liska hat mir bereits ein Glas Milch gegeben, das genügt mir. Doch nun zu unserem Geschäft. Wissen Sie, Gottfried, daß Sie ein Volksaufwiegler sind?“

„Man möchte mich freilich dazu stempeln,“ entgegnete der junge Geistliche lächelnd.

„Nein, nein, Sie sind es in der That!“

„Aber, Fräulein Hilma ...“

„Hören Sie nur. Vor vierzehn Tagen etwa kam eine Abordnung der hiesigen Arbeiterschaft zu meinem Vater und bat ihn, Sie, Gottfried, als Pfarrer von Einöd und Hüttendorf anzustellen. Mein Vater weigerte sich — er ist stolz und hartnäckig, Sie wissen es ja, Gottfried, und wenn er auch im Herzen längst eingesehen hat, daß er Ihnen unrecht gethan, so würde er sich ein solches Eingeständnis niemals abtrotzen lassen. Die Leute aber waren trotzigen Sinnes. Sie erklärten, zu keinem anderen Pfarrer in die Kirche zu gehen, als zu Ihnen. Wenn mein Vater ihre Bitte nicht erfüllte, würden sie die Kirche überhaupt nicht als vorhanden betrachten, ihre Kinder nicht taufen und konfirmieren lassen, ihre Ehen nicht einsegnen lassen, sondern aus der Kirchengemeinschaft vollständig ausscheiden.“

„Die Unsinnigen!“

„Sie wußten natürlich nichts von dieser Abordnung ...“

„Brauche ich es Ihnen erst zu versichern, Fräulein Hilma?“

„Nein. Aber mich wundert, daß Sie nichts davon erfahren haben. Auch Anna Polatowska und Liska haben Ihnen nichts gesagt?“

„Sehen Sie die Frauen an, Hilma! Ihr Aussehen bestätigt ihre Schuld.“

Mit gesenktem Blick, in scheuer Verlegenheit standen Anna und Liska da, „Man hatte es uns verboten,“ flüsterte Liska.

„Es war sehr unrecht von Euch, mich zu täuschen,“ entgegnete Gottfried ernst. „Sie aber, Fräulein Hilma, seien Sie versichert, daß ich meinen ganzen Einfluß

aufbieten werde, um die Leute von weiteren thörichten Schritten abzuhalten. Bitten Sie Ihren Vater, daß er der Sache keine weitere Folge giebt."

„Er ist bereit dazu — unter einer Bedingung," entgegnete Hilma zögernd.

„Nennen Sie mir die Bedingung!"

„Nicht hier, Gottfried. Ich muß jetzt fort, sonst erreiche ich das Schloß nicht mehr rechtzeitig. Begleiten Sie mich bis zur Höhe des Siechensteines. Ich werde Ihnen dann die Bedingung meines Vaters — nicht die meinige, Gottfried! — sagen."

Hilma reichte den Frauen zum Abschied die Hand, die diese ehrerbietig küßten, streichelte der kleinen Anna die runden roten Wangen und schritt dann an der Seite Gottfrieds den jetzt mehr betretenen Pfad zum Siechenstein hinauf.

„Wollen Sie mir die Bedingung jetzt mitteilen, Fräulein Hilma?"

„Lassen Sie uns erst oben sein," entgegnete mit sinnendem Lächeln Hilma. „Dort mit dem Ausblick in das weite Land, den blauen Himmel über uns, am Eingang der kleinen Siechenkapelle, dort finde ich vielleicht den Mut, Ihnen die Bedingung zu sagen."

„Sie erschrecken mich . . ."

„Sie werden schon das Rechte treffen, dessen bin ich gewiß."

Sie schritt rascher vorwärts. Der Pfad ward so eng, daß Gottfried nicht mehr an ihrer Seite gehen konnte; er blieb etwas zurück. Seine Augen hingen an der schlanken, herrlichen Gestalt, die vor ihm so leicht,

so elastisch und doch so kräftig den Berg hinaufstieg. Sein Herz erbebte in inniger Liebe zu dem schönen und edlen Mädchen, das er doch auf ewig verloren hatte, dem er selbst in der schwersten Stunde seines Lebens entsagt hatte.

Nach einer Weile erreichte man das Plateau des Siechensteines. Aufatmend nahm Hilma auf der Treppe des Kirchleins Platz, während Gottfried vor ihr stehen blieb.

„Werde ich nun die Bedingung hören?" fragte er.

Sie blickte zu ihm auf. „Ja, Sie sollen sie hören, kurz und bündig! Mein Vater verlangt, daß Sie um des lieben Friedens willen diese Gegend verlassen. Dann soll alles vergeben und vergessen sein, dann will er Ihnen behilflich sein, wie früher, ein Amt, eine Stellung zu erhalten, wo Sie ja auch Gutes thun und in Ihrem Sinne wirken können. Das ist die Meinung meines Vaters!"

„Und die Ihrige, Fräulein Hilma?" fragte Gottfried, während die tiefe Blässe der Erregung sein Antlitz überzog.

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich nur beauftragt bin, Ihnen die Meinung meines Vaters mitzuteilen. Er zürnt Ihnen nicht mehr. Er meint es gut mit Ihnen. Er schätzt ihre Fähigkeiten sehr hoch. Er glaubt, daß Sie berufen seien, dermaleinst eine hohe, würden- und ehrenvolle Stellung in der Landeskirche einzunehmen. Er erhielt vor einigen Tagen einen Brief des Ministers von Zimmerer, den Sie ja auch kennen gelernt haben. Excellenz erkundigte sich nach Ihnen; es sei schade, daß

Sie nicht in der Hauptstadt geblieben wären, eine glänzende Laufbahn stünde Ihnen offen. Ob mein Vater Sie nicht veranlassen könnte, wieder nach der Hauptstadt zurückzukehren. Excellenz will Sie unter seinen Schutz nehmen. Sie sehen, Gottfried, welche glückliche, glänzende Zukunft Ihnen bevorsteht."

„Eine glückliche, glänzende Zukunft?!" entgegnete Gottfried wie in einem Traum befangen.

„Wer weiß, welches Glück Ihnen in der Hauptstadt noch blüht! Ehren, Würden, hohe Stellung, Reichtum — eine vornehme Verbindung . . ."

„O hören Sie auf, Hilma! Es ist ja nicht Ihr Ernst, und Sie zerreißen mir das Herz! Ehren, Würden, hohe Stellung, Reichtum — ja, ich habe es erstrebt, ich wollte auf der Stufenleiter des irdischen Glückes bis zur höchsten Sprosse emporklimmen, weil — weil, Fräulein Hilma, ich ein Mädchen liebte, das so hoch, so erhaben über mir stand, daß ich meinte, es nur gewinnen zu können, wenn ich ihm alle Ehren, allen Ruhm, allen Reichtum der Welt zu Füßen legte. Aber in einer entsetzlichen Nacht lernte ich einsehen, daß mein Streben ein frevelhaftes war, daß jener Weg, den ich verfolgte, mir nimmermehr das Glück, das wahre echte Glück bringen konnte, daß ich an einer falschen Stelle stand. Daß ich aufging in den Nichtigkeiten der Welt, daß ich verloren war, wenn ich den Weg weiter verfolgte, daß ich nicht zu den Reichen, zu den Vornehmen hinauf, sondern zu den Armen und Unglücklichen und Niedrigen herabzusteigen habe, wollte ich dem Ruf Jesu Christi, der an mich ergangen war, folgen, wollte ich das Glück erringen, wollte

ich meine Pflicht als Prediger des Wortes Gottes erfüllen. Und in dieser Nacht entsagte ich allem, an dem mein Herz in dieser Welt hing. Ich wollte Ihren Vater bitten, mich sofort hierher nach Einöd zu schicken, die Ihnen bekannten Ereignisse traten dazwischen — und so bin ich geworden, was ich bin, ein Prediger in der Wüste der Armut, des Elends, der Niedrigkeit."

„Und sind Sie glücklich?" fragte Hilma leicht mit bebender Stimme.

„Ich bin glücklich, Hilma, denn ich glaube, meine Pflicht Gott, den Menschen und mir selbst gegenüber erfüllt zu haben."

„Kann man diese Pflicht auch nicht auf einem anderen Platze erfüllen? Läßt sich Ihr Glück und das Glück der Welt nicht vereinigen?"

„O Hilma — Hilma — führen Sie mich nicht in Versuchung! Alle die Opfer sollen vergeblich gebracht sein? Das Opfer meines Lebens, meiner Liebe, meiner irdischen Hoffnung soll verworfen werden?! — Nein, Hilma, tausendmal nein! Auch Sie können das nicht wollen, auch Sie, die den ersten Gedanken dieses Opfers in meinem Herzen entzündet haben, die die Flamme des Opfers nährten durch Ihre Blicke, Ihre ernsten Worte, durch Ihr Beispiel .... Sie haben es ja längst gewußt, Hilma, daß ich Sie geliebt habe! daß ich, um Sie zu besitzen, alle jene Güter der Erde erstrebte! Aber Sie verwarfen meine Liebe — sie verachteten meine Liebe damals, als ich auf dem Wege zu meinem Glück zu sein vermeinte. Damals wagte ich nicht von meiner Liebe zu Ihnen zu sprechen — heute darf ich es — heute, da

ich das Opfer meiner Liebe gebracht habe, einer größeren Liebe wegen."

„Sie lieben mich nicht mehr?"

„O Hilma, fragen Sie nicht! — Gerade weil ich Sie inniger, reifer, tiefer liebe, als damals, weil ich Ihr Wesen, Ihre Seele jetzt in ihrer ganzen Tiefe und Schönheit erkannt habe, gerade deshalb darf ich nicht auf den einmal verlassenen Weg zurückkehren."

Hilma hatte die Augen mit der Hand bedeckt, um die hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

„Hilma, sprechen Sie zu mir," bat Gottfried.

Sie erhob sich und reichte ihm beide Hände, während auf ihrem Antlitz ein himmlisches verklärendes Lächeln schwebte.

„Ich danke Ihnen, Gottfried," sprach sie tiefbewegt. „Ich danke Ihnen für Ihre Worte, für Ihre Liebe. Verfolgen Sie Ihren Weg weiter, er führt Sie zum Glück — leben Sie wohl, und Gott sei mit Ihnen . . . ."

„Und Ihr Vater?!"

„Lassen Sie das meine Sorge sein. Gönnen Sie mir, auch ein wenig an Ihrem Glück mit arbeiten zu dürfen. Leben Sie wohl —"

Noch ein weicher, warmer Händedruck, dann schieden sie. Gottfried sah der schlanken Gestalt nach, die im Gold der eben hinter die Berge niedersinkenden Sonne unterzutauchen und in dem rosigen Glanz des Abendrotes aufzugehen schien. Als der Purpurball der Sonne hinter den Bergen verschwunden, war auch Hilmas Gestalt nicht mehr zu sehen. Aber ein himmlischer,

leuchtender Glanz ruhte auf der Erde, der auch in Gottfrieds Herzen einen Schimmer des Glücks, der unendlichen Liebe, der heiligen, beglückenden Sehnsucht warf.

Als die Schleier der Nacht die Gegend umhüllten, kehrte Gottfried in seine Hütte der Armut, der Niedrigkeit zurück.

V

Christel Neumann war die Braut Hans Hennings. Aber man sah ihrem Gesichtchen das bräutliche Glück nicht an; die früher so lustigen Vergißmeinnichtaugen blickten recht trübe, und das Rot der runden Wangen war einer leichten Blässe gewichen. Hans Henning hatte sich dem gebieterischen Wort seines Vaters gefügt, aber innige Liebe, das fühlte die arme Christel sehr wohl, verband ihn nicht mit ihr; kalt lag seine Hand in der ihrigen beim Abschied, und als sie sich aufschluchzend in seine Arme werfen wollte, hatte er ihre Zärtlichkeit höflich, aber kühl zurückgewiesen. Dann war er in seine Garnison zurückgekehrt, und Christel empfing nur in langen Zwischenräumen kurze und flüchtige Nachrichten von ihm. Schon oft hatte sie sich gesagt, daß die Verbindung mit Hans Henning für sie zum Unglück ausschlagen müßte; schon stand sie im Begriff, ihre Eltern zu bitten, die Verlobung aufzuheben, aber das ernste Auge des Vaters, die Bitten ihrer Mutter hielten sie von diesem Schritt zurück, und immer aufs neue hoffte auch ihr armes Herz, durch treue,

innige Liebe die Zuneigung Hans Hennings wieder zu gewinnen, dem sie ihr Leben, ihre Ehre zum Opfer gebracht hatte.

Ein eigenes Verhältnis hatte sich zwischen Christel und Hilma herausgebildet. Alle Strenge, alle Zurückhaltung war aus dem Wesen Hilmas gewichen; sie begegnete Christel mit schwesterlicher Liebe, tröstete sie und suchte sie aufzurichten, wenn sie verzagen wollte. Hilma war der armen, unglücklichen Braut in dieser schweren Zeit die einzige Freundin, da auch Frau von Brandt, nur dem Machtwort ihres Gatten sich fügend, ihre Einwilligung zu der Verlobung Hans Hennings mit Christel gegeben hatte. Der Freiherr war freundlich, doch ernst und gehalten in seinem Wesen der Braut seines Sohnes gegenüber. Sein starrer, ehrenhafter Sinn vermochte die Wunde noch immer nicht zu verschmerzen, welche Hans Hennings Leichtsinn der Ehre seines Namens und Gottfrieds ernstes, vorwurfsvolles Wort seinem Stolz geschlagen hatte.

Einige Tage nach der Zusammenkunft Hilmas mit Gottfried saß diese mit Christel auf der Veranda des Schlosses mit einer Handarbeit beschäftigt, als der Freiherr mit raschen Schritten durch den Park daherkam.

„Ich fürchte mich vor deinem Vater,“ flüsterte Christel. „Sieh nur, wie finster er blickt.“

Hilma bemerkte eine tiefe Zornesfalte zwischen den Brauen des Vaters. Sie erhob sich, um ihm entgegenzugehen.

„Du kommst von Hüttendorf, Vater?“ fragte sie, mit forschendem Blick in sein finsteres Gesicht schauend.

„Ja," entgegnete er kurz. „Dein Rat nützte nichts, die Aufregung unter den Arbeitern ist im Wachsen; das hab' ich davon, daß ich dir gefolgt bin und nochmals mit den Leuten in Güte unterhandelt habe. Ich sollte sofort mit aller Strenge vorgegangen sein, jetzt ist es vielleicht zu spät."

„Hast du mit Gottfried Hilgers gesprochen?"

„Was geht mich Gottfried Hilgers an! Er mag froh sein, daß ich ihn nicht die ganze Strenge des Gesetzes fühlen lasse. Ich habe mit meinen Arbeitern zu thun, die durch ihn aufgehetzt sind."

„Nein, Vater. Nicht durch ihn."

„Das verstehst du nicht. Ihr Vater, Christel, hat mir berichtet, daß am letzten Sonntag wieder niemand von den Anhängern des Kandidaten die Kirche besucht hat, nur einige meiner Beamten waren zum Gottesdienst erschienen. Einige schon früher bestellte Taufen und Eheschließungen sind wieder abbestellt worden; die Leute scheinen wirklich ihren Entschluß aufrecht erhalten zu wollen. Ihr Vater besuchte einige Familien; er ward kühl empfangen; seine Bemühungen, die Leute umzustimmen waren vergeblich. Ich bin es jetzt überdrüssig, mir von meinen Arbeitern Vorschriften machen zu lassen. Ich habe die strengsten Maßregeln befohlen."

„Was hast du gethan, Vater?"

„Ich habe den Leuten ankündigen lassen, daß sie aus ihrem Arbeitsverhältnis entlassen sind, wenn sie sich meinem Willen nicht fügen. Bis morgen Mittag, wo die Lohnzahlung stattfindet, haben sie sich zu erklären. Ich dulde keinen Widerspruch mehr."

„Vater, ist es recht gehandelt, die Leute um ihres Glaubens, ihrer Liebe, ihrer Treue willen aus Arbeit und Brot zu entlassen und sie der Not preiszugeben?“

„Es ist ihre und Gottfried Hilgers Schuld, wenn sie Not leiden. Ich habe Geduld genug mit ihnen gehabt. Ich hörte, daß heute abend im Gasthaus zum Eisenhammer eine Versammlung stattfindet, in der Hilgers sprechen will. Die Entscheidung liegt in ihrer Hand.“

Mit kurzem Gruß trat der Freiherr in das Haus. Traurig blickte Hilma in die Schatten des Parkes hinaus. Zaghaft näherte sich Christel ihr und legte den Arm um die Schulter der Freundin.

„Was soll aus all diesem noch werden, Hilma?“ flüsterte sie. „Mein Herz ist mir so schwer — ich wollte, ich könnte sterben.“

„Was werden soll, ich weiß es auch nicht, Christel. Aber das Eine weiß ich, daß es gilt, in Treue und Liebe auszuharren. Nur darin können wir unser Glück, unser Heil finden.“

Christel weinte am Herzen Hilmas, an deren Seelengröße und Stärke sich ihre Schwachheit aufrichtete.

Im Gasthaus zum Eisenhammer sammelte sich nach Feierabend fast die ganze Arbeiterschaft des Dorfes. Deutlich vermochte man zwei Parteien zu unterscheiden, welche auch räumlich getrennt waren. Auf der einen Seite des Gasthausgartens saßen die gereiften Männer und nur wenige junge Burschen; auf der anderen Seite eine weit geringere Anzahl trotzig blickender Burschen und Männer, die unter der Führung Heinrich Petermanns zu stehen schienen. Auf dieser Seite ward bereits eifrig

debattiert, während die erste Partei ruhig und ernst dasaß, nur zuweilen mit einander flüsternd.

Eine Bewegung ging durch die Menge, als die schlichte Gestalt Gottfrieds in den Garten trat und mit mildem Lächeln die Männer grüßte.

„Da sind Sie ja, Sie Menschheitsbeglücker!“ rief Heinrich Petermann lachend. „Nun kann ja der Tanz beginnen.“

„Vor allem bitte ich Sie, Petermann,“ entgegnete Gottfried ruhig, „Ihren Spott zu unterlassen. Eine ernste Angelegenheit hat uns hier zusammengeführt; ich denke, wir behandeln sie als rechte Männer, die sich gegenseitig achten.“

„Ja, ja,“ ertönte es aus der Anhängerschaft Gottfrieds, „wir wollen ruhig und ernst verhandeln. Und Ihr, Petermann, habt hier eigentlich gar nichts darein zu reden. Ihr seid erst seit einigen Tagen wieder als Arbeiter angenommen, Ihr steht nicht auf unserer Seite. Was wollt Ihr eigentlich hier?“

„Euch aufklären, wie erzdumm ihr gehandelt habt, euch von dem Pfaffen die Augen verblenden zu lassen!“

„Hinaus mit Euch! — Ihr seid ein Schuft!“

Drohend erhoben sich die Fäuste gegeneinander. Gottfried trat zwischen die erzürnten Männer und rief die Arme erhebend:

„Frieden! Ruhe, meine Freunde! — Laßt Heinrich Petermann mit seinen Genossen unserer Versammlung beiwohnen. Vielleicht sehen sie ein, daß sie euch und mir Unrecht gethan haben.“

Der Sturm legte sich. Die feindlichen Parteien zogen

sich etwas voneinander zurück. In dem Raum zwischen ihnen stand Gottfried.

„Laßt uns zur Sache kommen,“ hub er an. „Ich habe euch, meine Freunde, schon einmal gebeten, von eurem unseligen Entschluß abzulassen, der Kirche fernzubleiben, ein Entschluß, der in seiner Konsequenz zum vollständigen Austritt aus der kirchlichen Gemeinschaft führen muß. Ich habe euch angeboten, Hüttendorf zu verlassen, um allen Streit, alle Zwietracht zu vermeiden, zu beseitigen; ihr seid auf meine Bitte nicht eingegangen, ihr habt mich zu dieser Versammlung hier eingeladen, ich bin gekommen, was habt ihr mir zu sagen?“

Ein Arbeiter, dessen Haupt bereits der Schnee des Alters bedeckte, aus den Reihen der Anhänger Gottfrieds, trat vor.

„Herr Hilgers,“ sprach er, erst mit unsicherer, im Verlauf seiner Rede immer fester werdenden Stimme, „Sie haben uns gelehrt, wie man die Güter des Herzens, der Seele, des Geistes höher schätzen soll, als die Güter dieser Erde. Sie haben uns wahre Frömmigkeit, wahren Glauben, wahres, unerschütterliches Vertrauen auf den allmächtigen, allgütigen Gott gelehrt. Wir sind Ihnen von ganzem Herzen dankbar dafür, denn ihre Lehre hat unser armseliges, arbeitsreiches Leben mit freundlichem Schein erhellt; wir freuen uns wieder unseres Lebens, wenn es auch arm ist an irdischen Gütern. Wir thun mit Genugthuung, mit Freudigkeit unsere Arbeit, die uns und die Unsrigen ernährt. Wir gehorchen der Obrigkeit, wir bringen dem, dessen Reichtum uns Arbeit giebt, uns vor Not und der Sorge des Lebens schützt, Ehrfurcht und

Achtung entgegen; wir lieben und achten unsere Mitmenschen, wir thun wissentlich niemandem unrecht — das alles, lieber Herr Hilgers, haben wir Ihnen und Ihrer Lehre zu danken, die uns zu besseren und zu glücklicheren Menschen gemacht hat. In unseren Herzen haben Sie ein Heiligtum errichtet, dessen wir froh und glücklich sind. Dieses Heiligtum wollen wir uns erhalten, dieses Heiligtum soll uns niemand rauben, und deshalb haben wir Herrn von Brandt gebeten, Sie zu unserem Pfarrer und Seelsorger zu bestellen. Was nützt uns einer von den gewöhnlichen Geistlichen? Sie betrachten diese kleine Stelle als einen Übergang zu höheren, besseren Stellen. Sie streben hinaus über unseren Kreis; sie mögen ja wohl fromme und ehrenwerte Männer sein, aber sie können uns nichts nützen, denn sie leben nicht mit uns, sie fühlen nicht mit uns; kaum daß wir uns gegenseitig verstehen, verlassen sie uns wieder, um eine bessere Stellung zu erhalten. Sie verwachsen nicht mit uns! Das aber verlangen wir von unserem Seelsorger! Und zu Ihnen, Herr Hilgers, haben wir das Vertrauen, daß Sie uns niemals verlassen würden, auch wenn man Ihnen die reichste und schönste Pfarrstelle im Lande anböte. Deshalb wollen wir nur Sie zum Pfarrer und Seelsorger. Das haben wir Herrn von Brandt gesagt, und darauf bestehen wir!"

„Ja, ja, wir bestehen darauf!" erscholl es begeistert aus der Menge.

„Ich danke euch, Freunde," sprach tiefbewegt Gottfried, „den höchsten Lohn, der mir werden konnte, habt ihr mir gegeben. Ich danke euch von ganzem Herzen. Aber überlegt euch wohl, was ihr thut. Ich bin bereit, bei

euch zu bleiben, zu euch zu stehen, euch und den Eurigen mein Leben zu weihen; es wäre schlecht von mir, euer Vertrauen nicht mit gleichem Vertrauen, eure Liebe nicht mit gleicher Liebe zu erwidern. Ich bleibe bei euch, aber seid ihr geduldig und sanftmütig, fügt euch den Forderungen eures Herrn, bleibt nicht der Kirche fern, in der ein von der Obrigkeit bestallter Diener Gottes seines Amtes waltet; wenn ihr auf eurem Beschluß, die kirchliche Gemeinschaft zu meiden, beharret, macht ihr es mir unmöglich, bei euch zu bleiben."

„Und wenn wir Ihrem Rate folgen, Herr Hilgers, was wird dann aus uns, wenn Sie einmal in ein Amt irgendwohin versetzt werden? Die hiesige Stelle werden Sie niemals erhalten, wenn wir nicht fest bleiben. Und dann, wenn Sie fern von uns sind, geht unser altes Elend wieder an."

„Ich werde bei euch bleiben, ich werde kein anderes Amt annehmen, als das eures Freundes, eures Beraters."

„Nein, nein, das wäre ein zu großes Opfer, das wir nicht verlangen können. Sie sind arm, wie wir. Jetzt mögen Sie noch die Armut ertragen können, aber später, wenn Sie älter werden, wenn Sie allein ohne Gattin, ohne Kind um unseretwillen dastehen, wenn Sie einem einsamen Alter entgegengehen, dann werden Sie bedauern, ein Amt nicht angenommen zu haben, das Sie vor des Lebens Not schützt und in dem Sie doch auch segensreich wirken können. Nein, Herr Hilgers, dieses Opfer können wir nicht annehmen. Wir bestehen darauf — entweder Sie sollen unser Seelsorger werden, oder niemand!"

„So werde ich fortgehen auch ohne euren Willen!“

„Thun Sie es, verlassen Sie uns! Wir werden Sie nicht verlassen, wir werden von unserem Entschluß nicht abgehen, auch wenn Sie nicht mehr unter uns weilen. Wir können nicht anders, Herr Hilgers. Das Heil unserer Seelen, das Glück unserer Herzen steht auf dem Spiele. Bleiben Sie dem Kampfe fern — wir verlangen nicht, daß Sie sich unserem Kampfe anschließen sollen; es ist nicht Ihre Sache, diesen Kampf durchzufechten; aber wir, wir werden ihn durchfechten, nicht um Ihretwillen, Herr Hilgers, denn Sie würden an anderer Stelle ebenso segensreich wirken können, sondern um unseretwillen, die wir Sie nicht mehr entbehren wollen und können. Verlassen Sie sich darauf, wir werden den Sieg erringen!“

„Ja, wir werden siegen! Wir werden siegen!“ rief stürmisch erregt die Menge hinter ihrem greisen Wortführer.

Gottfried war nicht imstande zu sprechen; seine Augen füllten sich mit Thränen; er streckte der Menge die Arme entgegen, als wollte er alle an sein Herz ziehen, und jubelnd und jauchzend umbrauste ihn der begeisterte Ruf der Männer und Jünglinge.

Als sich der Sturm der Begeisterung etwas gelegt hatte, sprang Heinrich Petermann auf einen Tisch und rief in die Versammlung hinein: „Ihr verblendeten Thoren, einem scheinheiligen Pfaffen zu folgen! Was nützt euch das fromme Wort dieses Mannes? Macht es euch reicher? Lindert es eure Not, eure Armut? Wenn ihr denn um dieses Mannes willen kämpfen wollt, so seid klug genug, dieser Forderung noch andere Forderungen zuzugesellen,

wodurch ihr euer Los verbessert. Die Zeit ist günstig — der stolze Baron muß nachgeben, soll seine Fabrik nicht stillstehen. Stellt deshalb die Arbeit ein! Fordert meinetwegen, daß dieser Mann die fette Pfründe erhält, aber sorgt zu gleicher Zeit für euch, fordert auch, daß euer elendes Sklavenlos gebessert wird, fordert eine Lohnerhöhung, eine Verkürzung der Arbeitszeit; ihr helft damit nicht nur euch, sondern auch einem Teil eurer arbeitslosen Genossen. Tretet in den Ausstand ein, nicht nur um dieses Mannes willen, sondern der berechtigten Forderungen wegen, die jeder zielbewußte Arbeiter und Genosse heute stellen muß. Dann werdet ihr nicht nur diesem Manne die fette Pfründe verschaffen, sondern auch euch selbst helfen!"

„Bravo! Hurrah der Ausstand!" riefen die Genossen Petermanns.

„Ihr hört," sprach Gottfried ernst, „zu welchen Zwecken euer Arbeitsgenosse euren edelmütigen Entschluß mißbrauchen will. Laßt also davon ab, damit man nicht sagt, ihr hättet andere Ziele verfolgt, als die, welche ihr vorgebt."

„Nein, Herr Hilgers," nahm der greise Arbeiter wieder das Wort, „wir lassen von unserem Entschluß nicht ab. Jenes Mannes Rede ist für uns nicht maßgebend. Wir stellen keine andere Forderung, wir treten nicht in den Streik ein; entläßt uns Herr von Brandt um Ihretwillen, Herr Hilgers, aus der Arbeit, so werden wir suchen, andere Arbeit zu finden, oder wir werden hungern und darben. Herr von Brandt ist ein stolzer, ein starrsinniger, aber auch ein hochherziger Mann; er

wird unseren Kampf anerkennen, er wird unseren Wunsch, unsere Bitte erfüllen. Und nun kommt, Freunde! Mit jenem Mann, der uns so schlechten Rat giebt, haben wir nichts zu schaffen. Wir wollen keinen Ausstand, wir wollen nur unseren Lehrer, unseren Freund nicht verlieren. Seid ihr mit mir einverstanden, dann ruft mit mir: Unser Freund, unser Lehrer, unser Seelsorger Gottfried Hilgers hoch!"

Brausend erschallte das Hoch der Menge durch das enge Hüttenthal und brach sich in vielfachem Echo in den Felsenschluchten des Siechensteins. Vergebens bemühten sich die Genossen Petermanns, durch trotzige höhnische Lieder den begeisterten Ruf zu übertönen. Ihre Stimmen verschwanden in dem stets von neuem ertönenden: „Hoch Gottfried Hilgers! Hoch! Hoch! Hoch!"

Allmählich legte sich der Lärm, und die Menge entfernte sich unter der Führung ihres greisen Wortführers. Heinrich Petermann mit seiner kleinen Schar und Gottfried blieben zurück. Gottfried war überwältigt von seinen Gefühlen auf einen Stuhl niedergesunken, stützte die Stirn in die Hände und weinte heiße und doch glückliche Thränen.

Petermann trat auf ihn zu und legte ihm fest und hart die schwere Hand auf die Schulter.

„Da ziehen sie hin, Ihre Freunde," sagte er rauh, „in das Elend, in die Armut, in die Not um Ihretwillen, Gottfried Hilgers!"

Der junge Geistliche richtete sich empor und trat einen Schritt von dem finsteren Manne zurück.

„Du irrst dich, Heinrich Petermann," entgegnete er mit bebender Stimme, „nicht um meinetwillen ziehen sie

in die Armut, in die Not, in das Elend, sondern um ihrer Herzen Glauben, ihrer Herzen Liebe und Vertrauen willen. Und solchen Kämpfern, Heinrich Petermann, muß der Sieg werden!“

Er wandte sich ab und schritt durch den dunklen Garten davon. Heinrich starrte ihm schweigend nach; schweigend standen auch seine Genossen; ihr Spott, ihr Hohn war verstummt.

VI

Am folgenden Tage sandte Gottfried an Herrn von Brandt einen ausführlichen Brief, in dem er dem Freiherrn die Ereignisse des vorhergegangenen Abends mitteilte, die Beweggründe der Arbeiter auseinandersetzte und bat, den Arbeitern ihre Treue, Liebe und Anhänglichkeit an ihn nicht entgelten zu lassen. Er selbst sei gern bereit, mäßigend auf seine Freunde einzuwirken, Herr von Brandt möge aber auch bedenken, daß er sich durch eine Maßregelung der Freunde Gottfrieds der besten Arbeiter beraube, die einen festen Damm gegen die überwuchernde socialrevolutionäre Agitation bilden würden. „Frieden und Eintracht," so schloß er, „wird in Ihrer Gemeinde herrschen, wenn Sie Ihren Arbeitern, die zugleich meine Freunde sind, zu Willen sind. Ich aber schwöre Ihnen zu, daß nicht mein Interesse mich zu diesem Schreiben bewegt, sondern das Interesse der Arbeiter und das meines Wohlthäters, das Ihrige, Herr Baron! Ich werde meine Pflicht Ihnen und meinen Freunden gegenüber treu zu erfüllen suchen."

Eine Weile blickte der Freiherr düster sinnend vor sich nieder, nachdem er diesen Brief gelesen hatte. Er kämpfte mit seinem Stolz, seinem Starrsinn, aber noch einmal trugen diese den Sieg über sein edles Herz davon. Seine Hand ballte sich zur Faust, indem sie den Brief Gottfrieds zerknitterte.

„Ich werde mich durch diese Burschen nicht majorisieren lassen," knirschte er zwischen den Zähnen. „Nur wenn sie sich meinem Willen unterwerfen, könnte ich mich mit ihnen auf weitere Verhandlungen einlassen."

In diesem Sinne telephonierte er an den Direktor der Eisenwerke, und am Abend desselben Tages waren fast zweihundert Arbeiter aus Brot und Lohn des Freiherrn entlassen.

Eine schwere Zeit begann für Gottfried und seine Anhänger. Günstig für diese war es, daß die Ernte bevorstand, so fanden viele von ihnen Arbeit auf den Feldern der umwohnenden Bauern. Auch die Forstverwaltung nahm einige in Arbeit; überall erwiesen sich die Entlassenen als fleißige und tüchtige Arbeiter. Aber wenn auch bis zum Herbst die äußerste Not von ihnen ferngehalten wurde, so raubte der früh hereinbrechende Winter ihnen jeden regelmäßigen Verdienst, und die geringen Ersparnisse, die gelegentlichen Arbeiten konnten die Not von den Hütten des Einöd-Thales nicht fernhalten. Dazu kam, daß viele von den Arbeitern zugleich mit ihrer Arbeit auch ihre Wohnung in den Arbeiterhäusern des Freiherrn verloren hatten. Im Hüttendorf waren die Wohnungen zu teuer und selten; die Entlassenen zogen deshalb in das Einöd-Thal hinauf, wo sie in den Häu-

sern von Verwandten und Gesinnungsgenossen eine ärmliche Unterkunft fanden. Aber je größer die Notlage wurde, desto fester hielten die Entlassenen zusammen. Wohl kehrte der eine oder andere dem Einöd den Rücken, um in der Stadt Arbeit zu suchen, aber in die Fabrik des Herrn von Brandt ging niemand von ihnen; sie hielten fest und treu zusammen, sie hielten fest und treu zu Gottfried, der jetzt, nachdem das Unglück einmal geschehen war, es für seine Pflicht hielt, ebenfalls treu unter seinen Freunden auszuharren. Es bildete sich in Einöd im Laufe der Zeit eine eigene Gemeinde gleichsam, welche mit vollstem Vertrauen auf Gott sich der Führung ihres selbsterwählten Seelsorgers unterstellte. Gottfried that sein Möglichstes, um die größte Not zu lindern. Er hätte jedoch wenig ausrichten können, wenn ihm nicht von Zeit zu Zeit kleine Geldsendungen zugegangen wären mit der ausdrücklichen Bitte, das Geld für die Entlassenen zu verwerten. Der Geber nannte sich nicht, doch ahnte Gottfried, daß Hilma die milde, gütige Wohlthäterin war.

Der Baron ließ sich in Hüttendorf und Einöd nicht mehr sehen. Sein Amt als Reichstagsabgeordneter hatte ihn wieder nach der Hauptstadt gerufen. Für die entlassenen Arbeiter waren fremde Leute eingestellt, so daß der Betrieb der Fabrik nicht gestört wurde. Mit diesen fremden Arbeitern war es indessen ein eigen Ding. Es waren zum Teil wilde, ungefüge Burschen, mit denen die Beamten und Werkführer ihre liebe Not hatten. Streitigkeiten aller Art kamen vor, und als der Direktor zu Beginn des Winters die Mehrforderungen der Ar-

beiter nicht bewilligen wollte, stellten diese plötzlich die Arbeit ein. Nur mit Mühe vermochte man die Hochöfen und Wasserwerke in Gang zu erhalten, um wenigstens nicht die ganze Fabrik zum Stillstand zu bringen. In den Gruben wurde noch weiter gearbeitet, aber auch unter den Grubenarbeitern hatten die Agitatoren der Streikenden Unzufriedenheit und üble Laune zu erregen gewußt, und als es Heinrich Petermann und einigen fremden Arbeitern gelang, die Bergleute einer Grube zur Arbeitseinstellung zu bewegen, sprang der Brand des Ausstandes rasch wie Flackerfeuer von einer Grube zur andern, von einem Werk zum andern, von einem Hochofen zum andern, so daß sich noch an demselben Tage das gesamte Hüttenthal in dem wildesten Aufruhr befand. Nur das alte Waldarbeiterdörfchen Einöd droben in der Felsenschlucht am Siechenberge lag still und ruhig da, wie schlafend und träumend unter der weichen, dichten Schneedecke des Winters.

Singend und johlend durchzogen die streikenden Arbeiter das Thal, überall die Leute, welche etwa zur ruhigen Arbeit zurückkehren wollten, mit sich fortreißend. Im Gasthaus zum Eisenhammer hatte Heinrich Petermann mit seinen Agitatoren sein Hauptquartier aufgeschlagen. Gegen Mittag war das Gasthaus, der Garten und der vor dem Hause liegende Platz von einer tobenden, lärmenden, halbtrunkenen Menge angefüllt, die durch Heinrich Petermann zu immer größerer Wut aufgestachelt wurde.

Der Direktor der Eisenwerke, Ingenieur Winter, bemühte sich vergebens, die Tobenden zu beschwichtigen. Als seine Bemühungen vergeblich waren, depeschierte er

an den Bürgermeister von Aldendorff um Hilfe und an Herrn von Brandt, von dem nach einigen Stunden die telegraphische Antwort eintraf, daß er am Abend auf Schloß Aldendorff anlangen werde. Man solle den Aufstand mit allen Mitteln zu unterdrücken versuchen.

Inzwischen ließen sich die Streikenden zu immer gröberen Ausschreitungen hinreißen. Eine Rotte drang in das Kontor der Fabrik, in dem der Direktor mit einigen Beamten versammelt war. Als sich diese den Wütenden entgegenwarfen, wurden sie von ihnen überwältigt und nach dem Gasthaus zum Eisenhammer gezerrt. Hier trat ihnen Heinrich Petermann entgegen und verlangte, daß der Direktor ein schriftliches Versprechen gäbe, den Lohn der Arbeiter heraufzusetzen und die Arbeitszeit zu verkürzen.

„Ich habe keine Vollmacht, Ihnen dieses Versprechen zu geben," entgegnete mit ruhiger Würde der Direktor. „Heute abend trifft Herr von Brandt auf Schloß Aldendorff ein; er allein hat darüber zu entscheiden, ob Ihnen Ihre Forderungen gewährt werden sollen."

„Wir kennen diesen Herrn von Brandt!" rief Heinrich Petermann drohend. „Er wird die Gendarmen und das Militär auf uns loslassen. Sie unterschreiben unsere Forderungen, dann werden wir uns ruhig verhalten und die Arbeit wieder aufnehmen."

„Ich darf es nicht thun. Warten Sie, bis Herr von Brandt kommt."

„Wir wollen nicht warten, Sie Schuft!" schrie ein Arbeiter, den der Direktor wegen Diebstahls vor einigen Wochen entlassen hatte.

„Mit Ihnen habe ich nicht zu verhandeln," versetzte der Direktor fest und energisch.

„Ich desto mehr mit Ihnen!" schrie der Wütende und schlug dem Direktor mit der Faust in das Gesicht, daß er zurücktaumelte und zu Boden stürzte. Bei dem Sturze fiel er mit der Stirn auf die scharfe Ecke eines Tisches und blieb bewußtlos liegen.

Neue Scharen von Arbeitern drängten in den Saal, in dem die Verhandlung mit dem Direktor stattgefunden hatte. „Wo ist der Schuft, der Hallunke von Direktor!" tobten sie. „Er hat uns die Gendarmen auf den Hals gehetzt. Der Bürgermeister von Aldendorff rückt mit einem Dutzend Grünröcken an! Tod den Schuften!"

So lärmte es wild durcheinander. Selbst Heinrich Petermann empfand ein Grauen vor der leidenschaftlich erregten Menge, die er vergebens jetzt zu beruhigen sich bestrebte.

Direktor Winter erwachte aus seiner Betäubung und richtete sich langsam empor. Sofort stürzte sich die Menge auf ihn. Heinrich Petermann suchte den verwundeten Direktor zu schützen — vergebens! einige wilde Burschen, vor allem der wegen Diebstahls entlassene Arbeiter, zerrten den Unglücklichen empor, schlugen ihn mit Fäusten, traten ihn mit Füßen.

„Werft ihn aus dem Fenster!" rief eine Stimme. Mit wildem Geheul wurde dieser Vorschlag begrüßt. Vergebens wehrte sich der unglückselige Beamte, vergebens schlug Heinrich Petermann einige seiner Genossen zu Boden, hoch emporgehoben ward der halb bewußtlose Mann, das Fenster mit einem gewaltigen Schlage zer-

trümmert und der Direktor zum Fenster hinausgestürzt mitten hinein in die lärmende Menge, die sich auf ihn stürzte und ihn auf bestialische Weise mißhandelte. Unter den Fäusten und Füßen des wahnsinnigen Haufens hauchte der Unglückliche sein Leben aus.

Mehrere berittene Gendarmen jagten mit verhängten Zügeln in das Dorf und mitten in die Menge hinein, die sie mit höhnischem Gelächter und drohenden Rufen begrüßte. Die Gendarmen versuchten die Menge auseinander zu treiben, sie waren jedoch in zu geringer Anzahl, und erst als der Bürgermeister Kippling mit weiteren zehn Polizisten und Gendarmen eintraf, gelang es, die Menge wenigstens von den Fabrikanlagen entfernt zu halten und diese, sowie die am meisten gefährdeten Hochöfen zu besetzen.

Einige Verhaftungen wurden vorgenommen. Dem Bürgermeister wurde Heinrich Petermann als der Haupträdelsführer bezeichnet, und man beschloß, sich Petermanns zu bemächtigen. Mehrere Gendarmen begaben sich zu dem Wirtshaus, in dem sich Petermann aufhielt. Aber die Menge warf sich den Beamten entgegen; ein Schieben, ein Drängen, ein Stoßen entstand; rings um das Wirtshaus bildete sich eine undurchdringliche Menschenmauer. Bürgermeister Kippling forderte die Leute zum Auseinandergehen auf, oder er würde von den Waffen Gebrauch machen lassen.

„Versucht es!“ schallte es ihm wild und drohend entgegen. „Ihr könnt das Schicksal des Schuftes von einem Direktor teilen.“

Einen Augenblick stand der Bürgermeister unschlüssig

da. Er empfand keine Furcht, aber er lud eine schwere Verantwortung auf sich, wenn er Kampf und Blutvergießen herbeiführte. Mit gespannten Karabinern standen die Gendarmen da. Ein Wort von ihm, und Tod und Verderben bringend sausten die Geschosse in die dichte Menge.

„Er wagt es nicht, der Feigling!“ höhnte diese.

„Steckt eure Plempen und Donnerbüchsen nur wieder ein!“ rief lachend eine heisere Stimme.

Noch einmal versuchte der Bürgermeister die Leute zu bewegen, ihm und seinen Beamten Platz zu machen.

„Nieder mit den Grünröcken!“ schrie man wilder und toller denn je. Plötzlich sauste ein Stein durch die Luft und traf den Bürgermeister an die Stirne.

„Das ist zu viel! rief dieser, indem sein Gesicht sich zornig röthete. „Vorwärts! Gebraucht eure Waffen!“

Mehrere Schüsse krachten. Ein Hohn- und Wutgeschrei antwortete ihnen, denn die Gendarmen hatten absichtlich zu hoch geschossen. Aber man wich doch etwas zurück. Entschlossen stürzten sich die Gendarmen nunmehr auf die Menge. Doch diese ballte sich wieder zusammen. Ein wütendes Handgemenge entstand. Die Gendarmen machten rücksichtslos von ihrer Waffe Gebrauch. Manche blutige Wunde zogen die breiten Säbel der Polizisten! Schüsse krachten, stöhnend brach hier und da ein Getroffener zusammen, wildes Geheul antwortete jedesmal den Schüssen; man wehrte sich mit den Beinen der zertrümmerten Stühle und Tische, mit den Bierseideln, mit Steinen und Stangen, aber langsam wurden die Arbeiter zurückgetrieben, überwältigt, zerstreut,

und als nun auch die berittenen Gendarmen aufs neue auf die Menge einsprengten, ergriff plötzlicher Schreck eine große Zahl der Aufrührer, die nach allen Seiten hin entflohen.

Der Garten, das Gasthaus glichen Stätten der Zerstörung. Kein Tisch, kein Stuhl, keine Fensterscheibe war unzerbrochen. Der Garten ein Trümmerfeld, die Gaststuben verwüstet — zertrümmert — große Blutlachen standen auf dem Fußboden der Zimmer; einzelne Getötete streckten die starren Arme anklagend zum grauverhangenen Himmel empor, während die Schwerverwundeten sich ächzend auf der verschneiten Erde wälzten.

Der Bürgermeister drang jetzt in das Gasthaus ein. Mit Schrecken sah er die Spuren des Kampfes, die Getöteten, die Verwundeten; mit Entsetzen entdeckte er den über und über mit Wunden bedeckten, mißhandelten Leichnam des Direktors; er ließ das Haus von oben bis unten durchsuchen: Heinrich Petermann war nicht zu finden. er mußte während des Kampfes entflohen sein.

VII

Tief in Schnee begraben lag das Häuschen Anna Polatowskas. Der Lärm des plötzlich ausbrechenden Streiks war auch bis in diese stille, winterliche Waldeinsamkeit gedrungen. Gottfried wollte auf die ersten Nachrichten hin nach Hüttendorf eilen, nur mit Mühe hielten ihn seine Freunde zurück. „Was wollen Sie unter den wilden Gesellen, Herr Hilgers?“ fragte der greise Arbeiter Martens, der in der Versammlung im Sommer das Wort geführt hatte. „Die Leute hören doch nicht auf Sie. Sie geraten nur in die größte Gefahr, da die Burschen Sie hassen. Bleiben Sie hier bei uns. Vielleicht greift die empörte Menge auch unser stilles Dörfchen an; dann ist es Zeit, ihnen entgegenzutreten.“

Gottfried ließ sich überreden. Aber eine innere Unruhe trieb ihn stets wieder die Straße nach Hüttendorf hinunter. Mit Bangen vernahm er den wilden, wüsten Lärm; mehrere Male war er trotz aller Bitten seiner

Freunde im Begriff, nach der Eisengießerei hinunter zu gehen. Als die Schüsse der Gendarmen ertönten, als die Glocke der Kapelle Sturm läutete und einzelne versprengte Aufrührer in hastiger Flucht dem Walde zueilten, da litt es ihn nicht länger in Einöd. Er machte sich auf den Weg nach den Eisengießereien. Der alte Martens, dessen Sohn Hermann, August Knille, Willem Poppe und Christian Nöldeke begleiteten den jungen Geistlichen.

Je näher man dem Hüttendorf kam, desto größer wurde die Zahl der Flüchtlinge, welche mit Angst und Schrecken in den wutverzerrten Gesichtern dem oberen Thale mit dem Walde zuflohen. Einige von den Flüchtlingen bluteten aus frischen Wunden und vermochten sich kaum aufrecht zu erhalten.

Gottfried fragte diesen und jenen nach den Ereignissen.

„Fragen Sie nicht," rief ein starkknochiges Weib, das ihren verwundeten Mann fortschleppte, „geschossen haben die Hunde von Gendarmen auf uns! Geschossen und mit den Säbeln auf uns eingehauen."

Gottfried schauderte. Also war es doch zum Blutvergießen gekommen? O über die unselige Verblendung der Leute, die um weniger Groschen Lohn willen sich in Kampf und Empörung gestürzt hatten.

Als man den ersten Hochofen in dem unteren Thale erreichte, traf Gottfried einen Gendarmerieposten, der die kleine Schar mit barschen Worten anhielt.

„Sie dürfen nicht in das Dorf hinein," herrschte der Wachtmeister Gottfried an.

„Wir gehören nicht zu den Streikenden," entgegnete Gottfried. „Wir sind gekommen, um unsere Hilfe anzubieten."

Mißtrauisch betrachtete der Gendarmeriewachtmeister die seltsame Gefolgschaft des jungen Mannes.

„Ich kenne Ihre Begleitung, Herr," sagte er dann spöttisch lächelnd. „Die Herren da gehören in das Siechenhaus, sind aber stets dabei, wo es ein Vergnügen oder einen Volksauflauf giebt. Sie sind wohl der Herr Kandidat von Einöd? — Na, dann rat' ich Ihnen, Herr Kandidat, ruhig nach Einöd wieder zurückzukehren, Sie können in Hüttendorf nichts nützen. Bürgermeister Kippling und unsere Kameraden haben die Ruhe wieder hergestellt. Außerdem erwarten wir eine Schwadron Dragoner aus der nächsten Garnison. Also gehen Sie nur ruhig wieder nach Haus."

„Aber es hat Verwundete gegeben, vielleicht kann ich diesen helfen."

„Nicht nötig, Herr Kandidat. Übrigens darf ich niemanden in Hüttendorf hineinlassen, der dort nichts zu thun hat."

Gottfried mußte umkehren, womit der alte Martens sehr einverstanden war. „Lassen Sie die Burschen selbst die Suppe ausessen, welche sie sich eingebrockt haben," brummte er in den greisen Bart.

Der Abend brach herein, als man Einöd wieder erreichte. Gottfried begab sich auf sein kleines Stübchen, in dem er tief erregt auf und abschritt. Er prüfte sich, ob er in irgend einer Weise Schuld an den entsetzlichen Vorgängen des Tages trug; er machte sich Vorwürfe, daß er den Bitten seiner Freunde nachgegeben und nicht auf die erste Kunde von dem Ausbruch des Streiks nach Hüttendorf geeilt war; vielleicht hätte der besonnenere

Teil der Arbeiterschaft doch auf seine Stimme gehört, vielleicht hätte er den Kampf zwischen den Arbeitern und den Gendarmen verhindern können. Am folgenden Morgen wollte er einen neuen Versuch machen, nach Hüttendorf zu gelangen.

Spät Abends war es, als er sich zu Frau Anna und Liska begeben wollte, die ihn in ihrem Stübchen mit dem Abendessen erwarteten. Als er den kleinen Hausflur betrat, hörte er vor der geschlossenen Hausthür ein leises Stöhnen und Röcheln. Erschreckt eilte er zur Thür, öffnete rasch und fuhr entsetzt zurück, als er vor der Thür die niedergesunkene Gestalt eines Mannes erblickte, der sich in heftigen Schmerzen zu winden schien. Der helle Mondenschein der klaren Winternacht fiel auf ein blasses, verzerrtes Antlitz, als sich Gottfried zu dem Gestürzten niederbeugte.

„Um Gotteswillen, Heinrich Petermann," rief er, „Sie sind es? Woher kommen Sie?"

„Ja, ich bin es .... helfen Sie mir auf ... ich bin verwundet ... ich konnte nicht weiter ... helfen Sie mir ... ich sterbe ..."

Gottfried unterstützte den Verwundeten und führte ihn in das Haus. Mit lautem Geschrei stürzten Anna und Liska ihm entgegen.

„Faßt an, Anna — Liska," rief Gottfried, „daß wir ihn auf das Bett legen. Er scheint ohnmächtig geworden zu sein. Schnell — schnell!"

Mit zitternden Händen trugen die Frauen in Gemeinschaft mit Gottfried den schmerzlich Stöhnenden auf das Lager.

„Gottes Strafe — Gottes Strafe,“ murmelte Anna Polatowska.

„Still jetzt, Anna! Hier thut Hilfe noth! Holt Wasser — ein reines Tuch . . .“

Anna holte rasch das Verlangte, während Liska mit gefalteten Händen neben dem Verwundeten stand und mit großen erschreckten Augen auf ihn niederstarrte.

„Geh in deine Kammer, Liska,“ sagte Gottfried.

„Nein, nein,“ entgegnete das Mädchen hastig. „Lassen Sie mich hier — ich will Ihnen helfen . . .“

Einen forschenden Blick warf Gottfried in das blasse Antlitz Liskas; er sah ihre angstvollen Augen, er sah das schmerzliche Zucken um ihre Lippen und das gewaltsame Erbeben ihrer Gestalt.

„Gut, Liska, bleibe! — du bist ein braves Mädchen.“

An Kopf und Brust trug Heinrich mehrere tiefe, schwere Wunden, die Gottfried so gut er es vermochte, verband. Nach einer Weile schlug der Verwundete die Augen wieder auf und blickte sich wirr um.

„Ah,“ flüsterte er mit bebenden Lippen, indem er sich aufzurichten versuchte, „wohin bin ich geraten? — Zu Euch — ach, laßt mich wieder fort — fort von hier . . .“

„Bleiben Sie ruhig liegen, Petermann,“ ermahnte Gottfried. „Sie sind unter Freunden.“

Ein häßliches Lächeln zuckte über des Verwundeten bleiches Gesicht.

„Unter Freunden!! Sind wir nicht von jeher Feinde gewesen, Gottfried Hilgers?“

„Ich war niemals Ihr Feind, Heinrich Petermann.“

„Auch damals nicht, als Sie mir die Liska entführten?“

„Ich habe Ihnen Liska nicht entführt, sondern dem armen Mädchen nur geholfen.“

„Heinrich, wie konntest du nur so schlecht sein?“ jammerte Anna Polatowska, während Liska ihr Gesicht in die Hände verbarg, leise vor sich hin weinend.

„Still, Anna,“ ermahnte Gottfried.

Des Verwundeten große, glühende Augen wanderten unruhig von einem zum andern. Dann warf er sich in die Kissen zurück und lag eine Weile regungslos da. Plötzlich richtete er sich wieder halb empor.

„Haben Sie keine frommen Gebete und Ermahnungen für mich, Hilgers?“ fragte er mit bitterem Spott.

„Ich bete für Sie, Heinrich,“ entgegnete Gottfried ruhig. „Ich weiß, Sie glauben nicht an den allmächtigen, allgütigen Gott — ich bete, daß Er Ihr Herz bewegen möge, daß Er Ihrem Herzen den Glauben, das Vertrauen zurückgeben möge. Mit unserer Macht ist nichts gethan; wenn der Allgütige nicht die Herzen der Menschen lenkt, wie sollte es mein schwaches Wort vermögen?“

Heinrich starrte Gottfried eine Weile an. Dann sagte er hastig: „Kommen Sie näher, Gottfried Hilgers, daß ich Ihnen die Hand reichen kann. Sie sind ein braver Mann — oder halten Sie mich Ihres Handschlags nicht für wert?“

„Da, Heinrich Petermann, haben Sie meine Hand.“

Krampfhaft umfaßte der Verwundete die Hand des jungen Geistlichen. „Ich danke Ihnen, Gottfried Hilgers. —

Und nun hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich glaube nicht an Ihren Gott, nein, ich glaube nicht an ihn, aber ich achte seine Diener, wenn sie sind wie Sie, Gottfried Hilgers. Nein, nein — unterbrechen Sie mich nicht! Vielleicht daß Ihr Gott doch noch mein Herz bezwingt, wenn noch Zeit dazu bleibt. Es ist vorüber mit mir, Gottfried Hilgers. Ich muß Ihnen beichten, meine Schuld gestehen — wollen Sie mich hören?"

„Gewiß, Heinrich. Schütten Sie mir Ihr Herz aus. Ich höre."

„Lassen Sie die Frauen sich entfernen."

Anna und Liska verließen auf einen Wink Gottfrieds das Zimmer.

„Was haben Sie mir zu sagen, Heinrich?"

„Ich habe Ihnen Unrecht gethan — bitteres Unrecht, Gottfried Hilgers. Als ich Sie damals in Berlin traf, als Sie mit Liska verschwanden, da glaubte ich — ach, ich mag es nicht sagen, ich schäme mich, daß ich so niedrig von Ihnen denken konnte. Ich kam hierher, um Sie zu entlarven; ich glaubte, Sie seien der Geliebte Liskas —"

Gottfrieds Hand zuckte in der heißen Rechten des Verwundeten. „O entziehen Sie mir Ihre Hand nicht," bat Petermann. „Ich weiß, ich war ein schlechter Kerl, aber ich habe mein Unrecht eingesehen; ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich so schlecht, so niedrig von Ihnen denken konnte. Als ich nichts Unrechtes an Ihnen entdecken konnte, da haßte ich Sie erst recht. Ich haßte Sie, weil Sie die Arbeiter hier auf Ihrer Seite hatten,

weil Sie die Arbeiter glücklich und zufrieden gemacht hatten, und ich nahm mir vor, Ihnen entgegenzuwirken, die Arbeiter Ihnen abspenstig zu machen. Ich ließ einige gute Freunde aus Berlin hierher kommen, wilde Burschen; wir wiegelten die Arbeiterschaft auf; als der Baron Ihre Freunde entlassen hatte, wußte ich es so einzurichten, daß sie von Gesinnungsgenossen von mir ersetzt wurden. Ich glaubte über Sie, über den Baron zu triumphieren, ich wollte mich an Ihnen, an dem Baron rächen, dessen Sohn mich um mein Lebensglück betrogen, und heute — heute glaubte ich am Ziel meiner Wünsche zu sein!"

„Sie haben eine schwere Verantwortung auf sich geladen, Petermann, als Sie diesen Aufruhr anstifteten."

„Ich wollte es soweit nicht kommen lassen, wahrhaftig nicht. Aber die Fluten schlugen mir über dem Haupte zusammen; die wilden Burschen ließen sich nicht mehr bändigen, ich warf mich ihnen entgegen, als sie den Direktor niederschlugen; im Kampfe mit ihnen habe ich diese Wunden davongetragen, nicht im Kampfe mit den Gendarmen."

„Sprechen Sie die Wahrheit, Petermann?"

„Ich spreche die Wahrheit. Als Beweis will ich Ihnen ein Geheimnis mitteilen, einen Plan, den Sie vereiteln müssen — auf jeden Fall, — hören Sie nur! — Es war verabredet, nachdem wir uns der Fabrik bemächtigt hätten, nach Schloß Aldendorff zu marschieren, um dem Baron die Pistole auf die Brust zu setzen. Er sollte unsere Bedingungen unterschreiben oder sein Schloß ging in Flammen auf. Wir setzten voraus, daß der Baron auf die telegraphische Nachricht von dem Ausbruch

des Streiks sofort von Berlin nach Schloß Aldendorff eilen werde; seine Familie befand sich ja noch im Schloß. Es wurde uns mitgeteilt, daß der Baron heute abend auf Aldendorff eintreffen werde; vielleicht befindet sich jetzt schon eine Schar meiner Genossen auf dem Wege nach Aldendorff. Die Gendarmerie ist hier in Hüttendorf versammelt. Das Schloß ist schutzlos — wer weiß, zu welchen Thaten die Verzweiflung die Burschen treibt, die durch den Kampf mit den Gendarmen rasend geworden sind. Eilen Sie nach Hüttendorf, Hilgers! Benachrichtigen Sie die Gendarmen und die Dragoner, daß eine Abteilung zum Schutz des Schlosses dorthin geht — man kann nicht wissen, was geschieht."

Gottfried erschrak heftig. Er erkannte sofort die große Gefahr für Schloß Aldendorff und seine Bewohner. Es war keine Zeit mehr zu verlieren, es war schon spät am Abend; wenn der Baron den Nachmittagsschnellzug von Berlin benutzt hatte, traf er um diese Stunde etwa auf der dem Schloß zunächst gelegenen Station ein.

„Ich danke Ihnen, Petermann, für diese Mitteilungen," entgegnete Gottfried. „Hoffentlich kommen sie noch nicht zu spät. Ich verlasse Sie jetzt, um den Bewohnern des Schlosses Hilfe zu schicken. Halten Sie sich ruhig. Anna und Liska sollen bei Ihnen bleiben. Leben Sie wohl . . ."

„Wollen Sie mir nicht noch einmal die Hand geben?"

„Da — doch was machen Sie?"

Gottfried wollte seine Hand rasch zurückziehen, aber Petermann hielt sie fest und drückte sie mehrere Male an die fieberheißen Lippen.

„Leben Sie wohl, Gottfried Hilgers. Es ist das letzte Mal, daß wir uns sehen . . .“

„Sprechen Sie nicht so. Es wird noch alles gut werden. Fassen Sie Mut und Vertrauen.“

Er drückte die Hand des Verwundeten warm und eilte fort, nachdem er die beiden Frauen in das Zimmer geschickt hatte. Heinrich achtete jedoch nicht auf die Frauen; er drehte sich der Wand zu und blieb regungslos liegen. Anna und Liska setzten sich schweigend an das Bett des Verwundeten.

Nach einer Weile stöhnte Petermann schmerzlich auf und warf sich herum. Die Flammen der Fieberhitze schlugen in seinem Antlitz empor. „Ich ersticke — Luft — Wasser —“ keuchte er. Liska reichte ihm ein Glas. Gierig schlürfte er das Wasser, dann sank er aufatmend auf das ärmliche Lager zurück.

„Er stirbt, Mutter!“ rief Liska, neben dem Bette niederknieend.

„Ave Maria, heilige Mutter Gottes, gebenedeiet sei dein Name! Ave Maria, heilige Mutter Gottes, bitte für uns,“ murmelten die Lippen Annas, indem sie die Kugeln des Rosenkranzes durch die zitternden Finger gleiten ließ.

Und stille, totenstille ward es in dem kleinen Zimmer der armseligen Hütte. Regungslos lag der Sterbende da — ab und zu ging ein Zittern durch

seine Glieder, und ein leises Röcheln drang über seine fahlen Lippen. Liska hatte weinend das Haupt in die Arme verborgen, die auf dem Rand des Bettes lagen; leise und eintönig murmelten die Lippen Annas: „Ave Maria, heilige Mutter Gottes, erbarme dich unser . . . .“

VIII

Die Ereignisse des Tages hatten die Bewohner von Einöd wach erhalten, so daß Gottfried in kurzer Zeit seine Freunde versammeln konnte. Rasch teilte er ihnen mit, was ihm Heinrich Petermann erzählt hatte. „Wir müssen dem Baron helfen,“ so schloß er seine Mitteilung, „wir müssen ihn mit seiner Familie vor der Wut der rasenden Menschen retten.“

Schweigend standen die Männer und Frauen, welche der Freiherr aus Brot und Lohn gejagt hatte, nur weil sie von ihrem Glauben, ihrer Treue nicht lassen wollten. Düster blickten sie zu Boden, niemand rührte sich, niemand stimmte Gottfried zu. Dieser blickte sich erstaunt um.

„So habe ich mich in euch getäuscht?“ fragte er schmerzlich bewegt. „So wenig also hat mein Wort gefruchtet, daß ihr im Herzen die Rache hegt, daß ihr Böses mit Bösem vergelten wollt? Nun gut, heute morgen habe ich mich von euch zurückhalten lassen — vielleicht war es unrecht von mir! — jetzt werdet ihr mich nicht zurückhalten. Ich gehe allein nach Schloß Aldendorff.

Ich kehre aber nicht wieder zurück — diese Stunde scheidet uns; sie ist die schmerzlichste meines Lebens, denn sie zeigt mir, daß mein Wort, mein Thun, meine Lehre und mein Vertrauen vergebens waren. Lebt wohl!"

Er wandte sich, um rasch davonzugehen Die Männer blickten sich an und nickten sich zu. Einer nach dem anderen schloß sich schweigend Gottfried an, wohl hundert und mehr Männer, Greise und Jünglinge folgten dem jungen Geistlichen, der rasch den schmalen Fußpfad zum Siechenstein hinaufschritt. Nach einer Weile blieb er stehen. „Ihr folgt mir?"

„Wohin Sie uns führen!" scholl es ihm freudig entgegen. Gottfried atmete tief auf. „Ich danke euch, daß ihr mein Vertrauen nicht getäuscht habt. Und nun hört! — Ich habe einen Boten mit einer kurzen Benachrichtigung von dem Vorhaben der Streikenden nach Hüttendorf gesandt, damit man von dort Gendarmen und die etwa eintreffenden Dragoner nach Schloß Aldendorff schickt. Ehe aber der Bote in Hüttendorf eintrifft, und die Gendarmen nach Aldendorff abgesandt werden, können die Streikenden dort schon eingetroffen sein. Der nächste Weg nach dem Schloß geht über den Siechenstein und das Siechenhaus. Wenn wir diesen Weg nehmen, treffen wir vielleicht noch rechtzeitig ein, um den Baron zu warnen oder die Streikenden von Ausschreitungen zurückzuhalten. Seid ihr einverstanden, daß wir nach Schloß Aldendorff marschieren?"

„Ja. Wir sind einverstanden!"

„Nun gut, dann folgt mir."

Wie eine lange, ungeheure, schwarze Schlange wand

sich der Zug den Siechenstein hinauf, bald in dem dunklen Wald verschwindend, bald auf einer beschneiten Waldblöße im hellen Mondlicht zum Vorschein kommend. Ohne Anzuhalten ging es bis zum Siechenhause von St. Veit. Reinhard Hilgers und seine Freunde saßen noch beisammen, die Ereignisse des Tages besprechend. Als sie von Gottfried hörten, wohin er marschierte, schlossen sie sich ihm an, und weiter wälzte sich der dunkle Zug dem Schlosse zu, dessen Lichter bereits durch die Nacht den Dahinhastenden entgegenschimmerten.

Abends neun Uhr war Herr von Brandt auf dem Schlosse eingetroffen. Schnell ließ er sich von dem Inspektor des Gutes Bericht erstatten. Dann befahl er, sein Pferd zu satteln; er wollte unverzüglich nach Hüttendorf hinüberreiten. Frau von Brandt bat ihren Gatten, sich nicht der Gefahr auszusetzen. Heftig wies er die Bittende zurück. „Ich bin zu milde den Burschen gegenüber gewesen,“ knirschte er zwischen den Zähnen. „Aber es soll mir eine Lehre für die Zukunft sein.“

„Trägst auch du nicht einen Teil der Schuld an diesen entsetzlichen Ereignissen, Vater?“ fragte Hilma, dem Freiherrn furchtlos in das zornige Auge blickend.

„Ich die Schuld?! Bist du wahnsinnig? Habe ich den Arbeitern nicht guten Lohn gezahlt? Sind die Wohlfahrtseinrichtungen, die Hilfskassen nicht die besten, die reichsten weit und breit? Ich habe gesorgt für meine Arbeiter; dafür verlange ich Gehorsam, wenn sie mich auch nicht lieben können. Jetzt sollen sie mich fürchten lernen!“

„Du hast für das leibliche Wohl deiner Arbeiter

gesorgt," entgegnete Hilma ruhig und sanft. „Aber du hast ihren geistigen Hunger nicht gestillt."

„Schweig mit deinen überspannten Ideen! Ich weiß, wo hinaus du willst. Ich sollte den Leuten den Willen thun, und ihnen deinen Gottfried Hilgers als Pastor geben. Das ist deine Meinung!"

„Ja, Vater."

„Jene Leute, die Freunde deines Gottfried Hilgers befinden sich jetzt unter den Streikenden . . ."

„Das ist nicht wahr!"

„Laß es uns abwarten. — Die Untersuchung wird es klarstellen. Mich trifft jedenfalls keine Schuld an den blutigen Vorgängen des heutigen Tages."

„Und doch trägst du die Verantwortung, Vater . . ."

Ein wilder Lärm auf dem Schloßhof unterbrach das Gespräch. Der Haushofmeister eilte in das Zimmer.

„Herr Baron, die streikenden Arbeiter sind da! Sie verlangen den Herrn Baron zu sprechen."

„Ich bin für die Aufrührer nicht zu sprechen! Ich werde ihnen zeigen, wer hier Herr ist!"

Er riß einen Revolver von der Wand, an der sich eine reiche Waffensammlung befand, und eilte hinaus. Die Baronin schrie auf und sank ohnmächtig in den Sessel zurück. Hilma pflegte sie und suchte die Jammernde zu beschwichtigen und zu trösten.

Der Schloßhof war von einer lärmenden Menge erfüllt. Vergebens versuchte der Gutsinspektor mit seinen Knechten und den Dienern aus dem Schlosse die Menge aus dem Thor hinauszudrängen. Die Knechte schienen nicht übel Lust zu haben, sich mit den Streikenden zu

vereinigen. Da trat der Freiherr aus dem hellerleuchteten Portal des Schlosses.

Ein wildes Geschrei empfing ihn.

„Was wollt ihr von mir?“ rief der Freiherr mit der scharfen Kommandostimme des alten Offiziers. „Verlaßt den Schloßhof, oder ich gebrauche mein Hausrecht.“

„Wir wollen Gerechtigkeit! Man hat uns wie tolle Hunde niedergeschossen. Wir wollen nur unser Recht ...“

„Hallunken — Mörder — seid ihr! Man thut recht daran, euch niederzuschießen! Fort, sag' ich euch!“

„Nieder mit dem Hunde!“ johlte die Menge. „Seinem Direktor haben wir schon das Maul gestopft. Mit ihm werden wir auch noch fertig!“

Die Menge drang auf den Baron ein.

„Den Ersten, der mir nahe kommt, schieße ich nieder!“

Der Freiherr erhob den Revolver. Einen Augenblick wich die Menge zurück, um dann nur mit doppelter Gewalt wieder vorzudrängen. Da knallte der Revolver des Freiherrn; mit einem wilden Aufschrei stürzte einer der Arbeiter zusammen. Die anderen stürzten sich auf den Freiherrn. Der Inspektor, die Knechte, die Diener eilten ihrem Herrn zu Hilfe, ein wütendes Handgemenge entspann sich, das mit der Niederlage der in der Minderzahl sich befindenden Schloßbewohner endigen mußte.

Schon wälzte sich der Haufe in das hellerleuchtete Portal des Schlosses, als von der dunklen Straße her ein lautes Hurrah erklang und eine neue Abteilung Arbeiter sich in den Kampf stürzte.

Die Streikenden begrüßten die Neuangekommenen mit freudigen Zurufen, da sie glaubten, jene würden ihnen

Hilfe leisten. Sehr bald sahen sie indessen, daß sie sich in dieser Annahme getäuscht hatten. Sie erkannten Gottfried Hilgers, der sich mutvoll durch ihre Reihen drängte, gefolgt von den Freunden aus Einöd.

„Was wollt ihr hier?" rief man Gottfried drohend zu. „Macht, daß ihr fortkommt, oder wir schlagen euch den Schädel ein."

Gottfried ließ sich nicht irre machen. „Zurück! Zurück! Laßt von eurem verbrecherischen Thun ab! Geht ruhig eurer Wege! Wir sind gekommen, um das Schloß und seine Bewohner gegen euch zu schützen!"

„Verräter an der Sache der Arbeiter!"

„Ihr seid keine ehrlichen Arbeiter, wenn ihr durch Gewalt euch Vorteile verschaffen wollt. Zurück, sag' ich euch! Oder unsere Knüttel sollen euch gute Sitte lehren!"

„Haha! der Pfaffe greift zum Knüttel! So ist's recht — so ist's recht!" höhnte die Menge.

Man wagte jedoch nicht, Gottfried und seine Freunde thätlich anzugreifen. Die Wut hatte sich gelegt, ein Rückschlag trat ein, als man sich einer festen, entschlossenen Schar gegenüber sah. So gelang es Gottfried ohne große Anstrengung, die Lärmenden, die aber nur noch mit Worten kämpften, von dem Schloßhof herunterzudrängen.

Mit starrer Verwunderung hatte der Freiherr die sich blitzschnell abspielenden Vorgänge der letzten Minuten beobachtet. Noch eben umringt von einem wütenden, tobenden Menschenhaufen, stand er jetzt allein auf der Treppe seines Schlosses und blickte auf den dunklen, leeren Schloßhof, während sich die Menge zu dem Thore hinauswälzte und in der Nacht zu verschwinden schien. Er

glaubte zu träumen. Er hatte die Gestalt Gottfrieds gesehen, seine helle, mutige Stimme gehört, diesen und jenen seiner früheren Arbeiter wiedererkannt — und diese Männer waren ihm zu Hilfe geeilt, hatten ihn vor der Wut der Menge geschützt, ihn und seine Familie?

Er atmete tief auf. Eine jähe Röte zuckte über sein vor innerer Erregung bleiches Gesicht; ein Gefühl der Scham, der Erniedrigung schlich sich in sein stolzes Herz, und er stürzte vorwärts dem Thor zu, das der Inspektor mit mehreren Dienern soeben hastig schloß, so daß die Eisenstäbe klirrten.

Draußen auf der vorüberlaufenden Landstraße stand die dunkle Masse der Arbeiter. Es wurde in ihrer Mitte noch heftig debattiert. Aber der Kampf mit den Fäusten und Knütteln ruhte; der Freiherr sah die schlanke Gestalt Gottfrieds von einem zum anderen gehen, mit ihnen sprechen, ihnen zuredend, sie ermahnend, sie tröstend, und nach und nach ward es still in der Menge; man lauschte auf die Worte des jungen Geistlichen, der mit lauter, fester und doch zu Herzen gehender Stimme zu Ruhe und Frieden mahnte.

Der Freiherr lehnte das Haupt an das eiserne, kalte Gitter des Thores. Der starke, stolze Mann war wie gebrochen; ein Beben zitterte durch seinen Körper, und in seinem Auge stieg eine heiße Thräne empor.

Langsam schob sich der dunkle Menschenhaufen auf der Landstraße weiter, geführt von Gottfried Hilgers. Neben ihm humpelte sein Vater; an der anderen Seite schritt der alte, weißhaarige Martens, und dann folgten die Invaliden des Siechenhauses, die Bewohner Einöds

und die Mehrzahl der streikenden Arbeiter, welche den Angriff auf das Schloß gemacht hatten. Der volle Mond an dem klaren, winterlichen Himmel übergoß die Schar mit hellem Licht und warf die Schatten der Männer in langgezogenen seltsamen Karrikaturen auf die weiße, blendende Schneefläche.

Still und lautlos fast wälzte sich der Zug dahin; nur der Schnee knirschte unter den schweren Schritten der Männer; dann und wann ging ein leises Gespräch flüsternd durch die Reihen.

Plötzlich stutzten die an der Spitze Marschierenden. Über ihnen auf der Straße erklang ein hastiges Gestampfe, ein Schnauben von daherrasenden Pferden, ein Klirren von Waffen. Im nächsten Augenblick tauchte eine Reiterschar auf der Straße auf. In schärffster Gangart preschten die Reiter heran. Das Mondlicht blitzte auf den Lanzen und Säbeln. Die Pferde schnaubten. In dichten Wolken wirbelte der staubdünne, gefrorene Schnee empor.

„Die Dragoner!“ schallte es durch die Reihen der Arbeiter.

Der Zug drängte sich an die Seite der Straße, um die Reiter vorüberzulassen. Gottfried ging den Dragonern entgegen, um den an der Spitze reitenden Offizier zu benachrichtigen, daß die Gefahr für das Schloß vorüber sei.

Da geschah etwas Entsetzliches — etwas Furchtbares — etwas so Jammervolles, daß Gottfried einen Augenblick wie versteinert dastand.

„Da sind die Hallunken!“ rief der befehligende Offizier. „Vorwärts — haut sie nieder! Stecht sie über den Haufen!“

Ein wilder Schreckensschrei durchzitterte die Luft. Mit geschwungenen Säbeln warfen sich die Dragoner auf die vermeintlichen Feinde.

„Halt! Halt! Um Gotteswillen haltet ein!“ schrie Gottfried verzweifelnd auf und stürzte sich dem Offizier entgegen.

„Ah, du bist es, Bursche!“ tönte ihm die wütende Stimme Hans Hennings entgegen. „Ahnte ich es doch! — Zurück von meinem Pferd ...“

„Hans Henning, um Gotteswillen halt ein — halt ein!“ Gottfried ergriff die Zügel des sich bäumenden Pferdes.

„Laß los!“ schrie Hans Henning. „Oder ...“

„Du begehst ein Verbrechen!“ keuchte der junge Geistliche. „Du mordest Unschuldige!“

„Habt ihr nicht auch Unschuldige in Hüttendorf gemordet? Los die Zügel ...“

„Rufe deine Reiter zurück!“

„Los sag' ich ...“

Der Säbel des jungen Offiziers sauste auf das Haupt Gottfrieds nieder; ein warmer Blutstrom ergoß sich über sein Gesicht und seine Augen; die Sinne schwanden ihm; er sank zur Erde nieder; über ihn weg setzte das Pferd des Offiziers, der den Dragonern nachjagte, die die schreiende, jammernde Menge vor sich hertrieben.

IX

Nach einer Weile ward es still auf den verschneiten Feldern. Die Arbeiter hatten sich in die naheliegenden Gärten und den dunkel herüberblickenden Wald geflüchtet, wohin ihnen die Dragoner nicht folgen konnten. Diese hatten sich auch damit begnügt, die Menge auseinanderzutreiben; außer einigen Hieben mit den flachen Klingen hatten die Arbeiter keine nennenswerten Verletzungen davongetragen. Der eine oder andere war wohl von einem Pferde zu Boden geworfen worden, doch der hochliegende, weiche Schnee hatte hierbei ernste Verwundungen verhindert. Als die Menge hinter den Hecken im Walde verschwunden war, trabte die Reiterschar dem nahen Schlosse zu, dessen Fenster hell durch die Nacht schimmerten und glänzende Reflexe auf die Schneedecke warfen.

Der scharfe Nordwind erweckte Gottfried aus der Betäubung. Mühsam richtete er sich empor und fuhr sich mit der Hand über das Antlitz, das von geronnenem Blut bedeckt war. Er entsann sich im ersten Augenblick nicht, was mit ihm geschehen war, erst als er die blut=

bedeckte Hand sah, als er den brennenden Schmerz der Kopfwunde wieder fühlte, erinnerte er sich der furchtbaren Vorgänge und stöhnte laut auf, nicht vor körperlichem Schmerz, sondern in der Qual und der Angst seines Herzens.

Was war aus seinen Gefährten geworden? Waren sie den grausamen Waffen der Reiter zum Opfer gefallen? Lagen, sie, wie er, blutbedeckt, zum Tode getroffen, von den Hufen der Pferde zerstampft auf der starren winterlichen Erde?

O über das entsetzliche Mißverständnis! Über die rücksichtslose Übereilung und Verblendung Hans Hennings, der den Befehl zum Einhauen gegeben! Das also war der Lohn für seine und seiner Freunde Aufopferung! Das der Dank für all sein Streben, für all seine Opfer, die er seinem Glauben, seiner Menschenliebe, seinem Menschenglück gebracht hatte! Zum Tode getroffen von der Hand seines Jugendfreundes, des Sohnes des Mannes, den er geschützt vor der Wut einer rasenden Menge, des Bruders des Mädchens, das er über alles in der Welt liebte, zum Tode getroffen lag er da, nicht imstande, sich zu erheben, nicht imstande, einen klaren Gedanken zu fassen, nicht imstande selbst, seine Gedanken zu dem ewigen, unerforschlichen, allgütigen Gott zu erheben!

Zu dem allgütigen Gotte?! — War es vielmehr nicht ein grausamer Gott, der zugeben konnte, daß solche Ungerechtigkeit auf der Welt geschehe?

Der Verwundete schlug die Hände vor das Antlitz, und seine Thränen mischten sich mit dem aufs neue herabströmenden Blute.

„Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“

flüsterten seine zuckenden Lippen. „Mußte ich diesen Kelch der Bitternis leeren? Mußtest du mich dieser entsetzlichen Prüfung unterwerfen? Gott, mein Gott, unerforschlicher, allgütiger Gott, laß mich nicht schwach und kleinmütig werden in dieser meiner letzten Stunde. Sende mir deinen Engel, daß er mir Trost und neue Kraft in das Herz hauche! Daß ich nicht sterbe mit einem Fluch auf den Lippen, mit einem Zweifel an deiner Allgüte im Herzen. Gott, mein Gott, hilf mir in meiner Not — ich bin allein und schwach — gieb du mir Kraft, gieb du mir Vertrauen, daß ich nicht verzage. Gott, mein Gott, unerforschlicher, allgütiger Gott!“

Er streckte die blut- und thränenbenetzten Hände verzweifelt zum Himmel empor. In ruhiger Klarheit blitzten die tausend und abertausend Sterne vom nächtlichen Himmel auf die dunkle Erde nieder. Am westlichen Horizont stand die volle Scheibe des Mondes, rotglühend, wie ein gewaltiger, feuriger Ball. Finster und düster erhob sich ihm gegenüber das Gebirge; in dem Siechenhaus von St. Veit blitzten einige Lichter auf; hoch aus dem dunklen Walde ragte der Siechenstein hervor, und die verfallene Kapelle mit dem spitzen, kreuzgeschmückten Türmchen zeichnete sich in schwarzer Silhouette scharf gegen den helleren Horizont ab. Doch über dem Kirchlein schimmerte im reinen, zitternden Licht ein großer, heller Stern, wie das Auge des Weltengeistes, das wachsam hinschweift über die ruhende Welt. Gottfried war es, als träfe ein Strahl dieses Sternes sein flehendes Auge. Als flimmerte ihm allein dieser wunderbare Stern da oben über der dunklen zerfallenen Siechenkapelle, als

sendete der allgütige Gott seine Engel auf den Strahlen des Sternes zu dem armen, bangenden, zweifelnden, zum Tode getroffenen Menschenkinde nieder, um die zagende Seele, die dem Körper, der irdischen, schwachen Hülle entflohen, hinüberzuführen in das Reich des ewigen Lichts, der ewigen Wahrheit, der ewigen Seligkeit.

Gottfried verstand die stumme Sprache des Sternes und der dunklen Siechenkapelle dort oben auf dem zerklüfteten, zerrissenen, langsam im Laufe der Jahrhunderte zerbröckelnden Siechenstein. Aufschauend verhüllte er sein Angesicht in die Hände und weinte bitterlich.

„Verzeihe mir, Herr, mein Gott, daß ich zweifeln konnte! Dein Reich komme — dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden — vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern — führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel, denn dein ist das Reich, dein ist die Herrlichkeit in Ewigkeit — Amen . . . .“

Er sank zur Erde nieder, wiederum umhüllte Bewußtlosigkeit seine Sinne.

Da kroch aus dem Graben zur Seite der Straße eine dunkle Gestalt herauf. Auf dem Grabenrand richtete sie sich empor und schaute sich mit furchtsamem Auge und gräßlich verzerrtem Gesicht scheu und bebend an allen Gliedern um. Es war Konrad Hedderich, der arme Epileptische, das elende Geschöpf, das niemals in seinem Leben einen Strahl des irdischen und himmlischen Glückes gesehen hatte. Siechen Körpers, halbumnachteten Geistes war er durch ein elendes Dasein dahingewankt — fünfzig Jahre lang, keine andere Heimat kennend als das Siechen-

haus von St. Veit. Vor den anstürmenden Reitern hatte er sich in dem Straßengraben versteckt, wie das gehetzte Tier des Feldes vor den daherjagenden Jägern und den kläffenden Hunden. Eine Gestalt des Elends, der Furcht, des Wahnsinnes, der Krankheit kroch er jetzt hervor aus seinem Versteck — die Verkörperung des finsteren Geistes, der die Schicksale der Menschen, der Welt zu lenken scheint.

Er sah sich um, und ein zaghaftes Grinsen zuckte über sein fratzenhaftes, leichenblasses Gesicht, das in seiner Hagerkeit mit den breiten Lippen, der aufgestülpten Nase, den tief in den Höhlen liegenden Augen einem Totenschädel glich. Er nickte befriedigt mit diesem entsetzlichen Haupte, als er sah, daß ihm keine Gefahr mehr drohte. Dann kroch er vollständig auf den Straßendamm. Da erblickte er die regungslos daliegende Gestalt des Verwundeten. Vorsichtig näherte er sich ihm. Plötzlich erkannte er Gottfried, und mit einem markerschütternden Schrei des Wahnsinns stürzte er sich auf den Besinnungslosen.

Eine Weile blieb er ebenso regungslos wie dieser liegen. Dann richtete er sich auf, hockte neben Gottfried nieder, nahm dessen erstarrten Körper in die Arme, preßte ihn an sein wildpochendes Herz, wischte ihm mit zitternden Händen das Blut aus dem Gesicht, strich ihm die wirren, blutigen Locken glatt, hüllte ihn in sein eigenes zerlumptes Gewand, umschlang ihn aufs neue mit den Armen und saß regungslos da, als halte er ein schlafendes Kind in den Armen, das er zu erwecken fürchtete.

Tiefer und tiefer sank der Mond und goß sein rötliches

Licht auf die schneebedeckte Erde. Gleich einem wesenlosen Gespenst hockte der Blödsinnige da, in den Armen den starren Körper Gottfrieds, des einzigen Freundes, des einzigen, der wirkliches Herzenserbarmen mit ihm, dem Ausgestoßenen aus der menschlichen Gemeinschaft, gefühlt, des einzigen, dessen Wort, dessen milder Blick einen Strahl des himmlischen Trostes, des göttlichen Erbarmens in sein nächtliches Herz geworfen, des einzigen, der ihn gelehrt, daß alles Glück dieser Erde nur ein eitler Traum, ein Nichts, ein wesenloses Etwas ist, das der Sturmwind der Zeit, des Lebens, in einem Nu knicken kann, wie der Sturmwind des Winters die höchsten, stolzesten Tannen im Siechenwalde, der ihn gelehrt ein schöneres Hoffen, ein festeres Vertrauen, eine ergebungsvolle Sicherheit, der ihn gelehrt zu glauben, zu lieben, zu hoffen und zu vertrauen.

Und nun war dem armen, unglückseligen, heimatlosen, elenden Geschöpf auch dieser einzige Trost geraubt! Jetzt lag der einzige Freund, der einzige Helfer, der einzige Tröster da — ein totes — starres Nichts! Ein Häufchen Staub und Asche bald! —

Fester und fester umschlang der Blödsinnige den starren Körper. Und Gottfried seufzte noch einmal tief auf, noch einmal öffnete er die Augen, die den Stern suchten, der ihm Trost in das bangende Herz geleuchtet. Aber er sah nur in das Totenkopfgesicht Konrads, und schaudernd schloß er wieder die Augen. Wirre Träume und Phantasien durchstürmten seine Seele. Er sah sich wieder, ein Kind der Armut, aufwachsen im Siechenhause, umringt von den Invaliden des Lebens, den Kranken, den

Armen, den Elenden, welche in St. Veits Fittich ein notdürftiges Asyl gegen den körperlichen Hunger gefunden hatten. Er sah sie wieder, alle die Gestalten des Unglücks und der Armut — und er glaubte sich jetzt umschlungen von den Armen des Todes, an der herben Brust der Armut, der Not, des Elends, des Hungers, und schmerzhaft zuckte sein brechendes Herz.

Der rotglühende Mond war untergegangen, und der leuchtende Stern war hinter der dunklen Siechenkapelle verschwunden!

Da tauchten im Dunkel der Straße Lichter auf, die sich rasch näherten.

Konrad Hedderich schreckte empor! Sollten die furchtbaren Reiter zurückkommen? Er schaute sich angstvoll um, wohin er entfliehen könnte. Aber sollte er seinen einzigen Freund zurücklassen? Sollte er ihn der Mißhandlung der Reiter preisgeben? — Er bückte sich nieder, um Gottfried emporzuheben. Aber seine Arme waren zu schwach, den Bewußtlosen zu tragen; er sank in die Knie. Sollte er allein fliehen? — Nein, nein! Er wollte den einzigen Freund seines armseligen Lebens nicht verlassen. Er wollte ihn verteidigen gegen die Reiter, gegen die ganze Welt. Und wenn er ihn nicht schützen konnte, dann — dann wollte er mit ihm sterben!

Wie ein zur Wut gereiztes Raubtier stellte er sich zum Kampf bereit über den Körper Gottfrieds. Seine Hände spreizten sich wie Krallen. In seinen Augen leuchtete ein bösartiges, tückisches, grausames, wütendes Feuer auf. Er fletschte die Zähne, und sein Antlitz war zu einer gräßlichen Maske verzerrt.

Näher und näher kamen die Lichter! Der Wahnsinnige erkannte die Uniformen einiger Dragoner, die Fackeln und Laternen trugen. An ihrer Spitze schritt der junge Offizier, der den Angriff auf die Arbeiter befohlen. Ihm zur Seite die hochgewachsene Gestalt des Freiherrn und eine schlanke, in dunklen Mantel gehüllte Frauengestalt.

Eine maßlose Wut packte den Wahnsinnigen, als er die Uniformen erblickte. Nur noch einige Schritte waren sie von ihm entfernt. Der junge Offizier wies mit der Hand auf die dunkle Gruppe mitten auf der Straße und eilte rasch näher. Da zitterte ein entsetzlicher Schrei, der nichts Menschliches an sich hatte, durch die Luft, und mit einem gewaltigen Satz stürzte sich der Wahnsinnige auf den Offizier, dessen Hals in rasender Wut mit den fleischlosen Händen umklammernd.

Der Offizier rang mit dem Rasenden. Sie stürzten beide zur Erde nieder. Aber der Wahnsinnige ließ nicht los, fester und fester umkrallten seine Hände die Gurgel seines Feindes, der röchelnd dalag, dem Ersticken nahe.

Jetzt waren aber auch die Soldaten nahe gekommen. Sie packten den Wahnsinnigen, rissen ihn empor, aber seine Krallen gaben den Hals des Offiziers nicht frei; wie ein wütender Wolf hing er an der Kehle Hans Hennings, der sich kaum noch zu wehren vermochte.

Da sauste der schwere Faustschlag eines Dragoners auf den Kopf des Rasenden nieder. Er schrie auf, seine Krallen lockerten sich, man wollte ihn von seinem Opfer fortziehen, aber mit der Kraft des Wahnsinns riß er sich los, stürzte sich wieder auf Hans Hennig und biß und krallte sich in dessen Körper fest.

Hans Henning hatte jetzt aber seine Hände frei bekommen und den Säbel gezogen. Ein wuchtiger Hieb traf den Kopf Konrads, der zurücktaumelte. Als er wieder vorstürzte in blinder Wut, fuhr ihm der Säbel zischend in die Brust, daß er mit entsetzlichem Schrei die Arme emporwarf, zurücktaumelte und dann stöhnend und röchelnd auf den leblosen Körper Gottfrieds niederstürzte.

Eine Weile standen alle in Grauen und Entsetzen erstarrt da. Tiefe, totentiefe Stille herrschte. Plötzlich unterbrach eine bebende Frauenstimme das Schweigen:

„Was hast du gethan, Hans Henning? — Möge der allgütige Gott dir verzeihen!"

Mit Blicken des Wahnsinns starrte Hans Henning auf seinen Säbel, von dem das Blut in dunklen Tropfen in den Schnee herniederrann; dann wandte er sich ab, warf den Säbel fort und floh von Grauen erfaßt in die Nacht hinaus.

Hilma beugte sich nieder über die Toten, ein Engel des Erbarmens, ein Engel des Friedens. Ihr Vater aber erhob die Hand wie zum Schwur und sprach mit starker Stimme, daß es feierlich durch die Stille der Nacht hallte: „Dein Opfer, Gottfried, soll nicht vergebens gewesen sein!" — — —

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig.

Verein der Bücherfreunde

Vorstand
Martin Greif   Hermann Heiberg
Otto von Leixner
Alexander Baron von Roberts
Ernst von Wolzogen

Geschäftsleitung
Schall & Grund
Verlagsbuchhandlung
Berlin W. 62
Kurfürstenstraße 128

Satzungen

Zweck

Der „Verein der Bücherfreunde“ bezweckt die Vereinigung aller Freunde einer guten, gediegenen, litterarischen Unterhaltung und stellt sich zur Aufgabe, seinen Mitgliedern eine Reihe hervorragender Werke der zeitgenössischen deutschen Litteratur — nicht Übersetzungen — zum billigsten Preise zugänglich zu machen.

Beitritt

Mitglied kann jedermann werden; auch Ausländer. Ausgeschlossen sind nur Leihbibliotheken und zu geschäftlichem Zweck betriebene Lesezirkel.

Der Eintritt kann jederzeit geschehen, verpflichtet aber für mindestens ein Vereinsjahr, das jeweils am 1. Oktober beginnt. Die schon erschienenen Bände werden alsdann nachgeliefert.

Jede Buchhandlung nimmt Anmeldungen entgegen und vermittelt auch die Zusendung der Veröffentlichungen.

Erscheinungsweise

Es erscheinen im Laufe des Jahres in regelmäßigen Zwischenräumen acht in sich abgeschlossene Werke, zusammen mindestens 150 Druckbogen zu je 16 Seiten stark. Sie bestehen zum größeren Teil in unterhaltender, belletristischer, — zum andern in allgemeinverständlich-wissenschaftlicher Litteratur.

Die Bestimmung der Reihenfolge und etwaige Änderungen hierin behält sich die Geschäftsleitung vor.

Beitrag

Der vierteljährliche Beitrag beläuft sich auf 3 Mk. 75 Pf. (= 2 Gld. 32 Krz. oder 5 Fr.) für die geheftete Ausgabe — vorauszubezahlen — und auf 4 Mk. 50 Pf. (= 2 Gld. 79 Krz. oder 6 Fr.) für die gebundene Ausgabe. Der Beitritt verpflichtet jedoch für das ganze Jahr.

Weitere Zahlungen sind nicht zu leisten.

Die Veröffentlichungen werden einzeln auch an Nichtmitglieder abgegeben; jedoch nur zu erhöhten „Einzelpreisen“.

Das deutsche Publikum aus der Leihbibliothek heraus an ein eigenes Bücherbrett zu gewöhnen — war der leitende Gedanke bei der Gründung des Vereins — und vor allem auch: die Anlegung eigener kleiner Büchereien von guten und gediegenen Werken mit thunlichst geringen Kosten zu ermöglichen. Es muß unserem Volke, nicht bloß denen, die sich den „Luxus“ gestatten können, Bücher zu kaufen, zum Bedürfnis werden, die Werke nicht nur seiner Klassiker, sondern auch seiner zeitgenössischen Dichter und Schriftsteller zu kennen und um sich zu haben. Gute Bücher sind die besten Freunde.

Es haben sich dem Verein im Laufe der drei Jahre seines Bestehens beinahe

Zwölftausend Mitglieder

angeschlossen. Ein seltener, schöner Erfolg, der zur Genüge beweist, daß der Gedanke der Gründung ein richtiger und zeitgemäßer war.

Für den am 1. Oktober 1894 begonnenen neuen **vierten Jahrgang** wurden eine Reihe ausgezeichneter noch nirgends veröffentlichter Werke aus der Feder nur erster deutscher zeitgenössischer Schriftsteller erworben.

Die Veröffentlichungen des vierten Jahrgangs erscheinen in dauerhaftem, geschmackvollem und ganz originellem Einbande. Im Gegensatz zu den sonst üblichen Leinen- und Leder-Einbänden können die „Elzevir-Bände" jeder Zeit leicht mit Wasser gereinigt werden. Elzevir ist wasserdicht.

Der Jahrgang wird wie bisher wieder **acht Bände** im Umfang von 150 bis 160 Druckbogen zusammen bringen und zwar zu dem ausnehmend geringen Preise von **vierteljährlich nur Mk.** 3,75 (= 2 Gld. 32 Krz. oder 5 Fr.) **für die geheftete und Mk.** 4,50 (= 2 Gld. 79 Krz. oder 6 Fr.) **für die gebundene Ausgabe.**

Inhalt des vierten Jahrgangs

Von einer Einführung in den Inhalt der einzelnen Bände müssen wir absehen, damit nicht — wie es im letzten Jahre vorkam — der Stoff von anderer Seite verwendet werden kann.

Anton Freiherr von Perfall: Der Scharffenstein. Roman. Einzelpreis geh. Mk. 4,—; geb. Mk. 5,—.

A. von der Elbe (A. von der Decken): **Die jüngeren Prinzen.** Historischer Roman. Einzelpreis geh. Mk. 4,—; geb. Mk. 5,—.

Rochus Schmidt, Hauptmann: Deutschlands Kolonien. 1. Bd. Ostafrika. Mit über 100 Bildern und 25 Originalzeichnungen von Hellgrewe sowie einer bis auf die neueste Zeit ergänzten Karte. Hauptmann Schmidt, bis vor kurzem langjähriger Offizier in der Schutztruppe, giebt von den sämtlichen deutschen Kolonien ein anschauliches Gesamtbild. Es stehen ihm zu diesem Zweck außer seinen eigenen Erlebnissen und Sammlungen die Berichte und Sammlungen der Regierung, sowie der Neu-Guinea- und Kolonial-Gesellschaft und einer großen Zahl noch im Kolonialdienst befindlicher Bekannten zur Verfügung. Einzelpreis geh. Mk. 5,—; geb. Mk. 6,—.

Otto Elster: Der Pförtnerssohn von St. Veit. Roman. Einzelpreis geh. Mk. 3,—; geb. Mk 4,—.

Gerhardt von Amyntor (Dagobert von Gerhardt): **Gewissensqualen.** Zwei Novellen. Eine Sturmnacht — Der Laryngologe.

Rochus Schmidt, Hauptmann: Deutschlands Kolonien. 2. Band. Ebenfalls mit vielen Bildern und 4 Karten.

Arthur Achleitner: Fröhlich Gejaid! Jagdgeschichten aus den bayrischen und österreichischen Alpen.

Viktor Ottmann. Streifzüge in Toscana, an der Riviera und in der Provence. Mit über 100 Bildern.

In Vorbereitung befinden sich Arbeiten von **Eufemia von Adlersfeld**, geb. **Gräfin Ballestrem, E. von Wald-Zedtwitz** und von **Frhr. von der Goltz-Pascha.**

Erster Jahrgang 1891/92

Todsünden. Roman von **Hermann Heiberg.** Einzelpreis geh. Mk. 5,—; geb. Mk. 5,75

Die Post . . . der Roman bietet eine ganze Galerie prächtig gezeichneter Persönlichkeiten, ebenso ganz meisterhafte Schilderungen der Natur.

Aus Mitleid und andere Novellen von **Alexander Baron von Roberts.** Einzelpreis geh. Mk. 5,50; geb. Mk. 6,25.

Neue Züricher Zeitung: Das ist doch einmal ein Schriftsteller mit einem Gesicht und einer Haltung; und zwar verrät das Gesicht Geist und die Haltung Vornehmheit und Charakter.

Seelenanalysen. Novellen von **Max Nordau.** Einzelpreis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 3,75.

Kölnische Zeitung: Die Erzählungen vereinen feine Lebensbeobachtung mit gesunder Folgerichtigkeit und geben der geistigen Klarheit der Stoffbehandlung den vergoldenden Schimmer poetischer Darstellungsweise.

Aus Urdas Born. Schilderungen und Betrachtungen im Lichte der heutigen Lebenserforschung von **Dr. Theodor Jaensch.** Einzelpreis geh. Mk. 3,75; geb. Mk. 4,50.

Kreuz-Zeitung: Auf Grund reichen Wissens erhebt sich des Verfassers Anschauung zu dichterischer Auffassung der Mutterarbeit der Natur im Bau des Weltalls, um dann, getragen von solch idealem Zuge, durch einzelne Bilder und Schilderungen aus dem Pflanzen- und niederen Tierleben die Naturerkenntnis zu fördern.

Carriere. Roman von **Olga Wohlbrück.** Einzelpreis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 3,75.

Hamburgischer Correspondent: Der Roman zeigt tiefe seelische Kraft und herzgewinnende Schönheit.

Fliegender Sommer. Geschichten von **Ludwig Ganghofer.** Einzelpreis geh. Mk. 5,50; geb. Mk. 6,25.

Schwäbischer Merkur: Man hat bei dem Buche stets die Empfindung, mit einem echten Dichter zu gehen, der aus dem Vollen schöpft.

Zwei reiche Frauen. Roman von **M. v. Eschen.** Einzelpreis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 3,75.

Altonaer Tageblatt: Schilderungen und Charaktere haben Leben und Farbe, das Leben in unserer guten Gesellschaft ist mit scharfem Blick erfaßt.

Vom grünen Wasser. Seegeschichten und Schilderungen von **Johannes Ziegler.** Einzelpreis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 3,75.

Die Nation: Ein Hamburger Kind, das seit Jahren zu den Größen des Wiener Feuilletons gezählt wird, sammelt in diesem Bande eine Reihe seiner feinen Marinestücke.

Zweiter Jahrgang 1892/93

Das Leben auf der Walze. Roman von **Wolfgang Kirchbach.** Mit 10 Vollbildern auf Kupferdruckpapier von Georg Koch. Einzelpreis geh. Mk. 5,—; geb. Mk. 5,75.

Die Kreuzzeitung: „Was beim ersten Eindruck von drastischem Humor erfüllt, lediglich interessant und originell erscheint, ergreift uns bei näherer Betrachtung mit tiefem und herzlichem Mitleid.

„Töte sie!" Roman von **Balduin Groller.** Einzelpreis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 3,75

Wiener Litteraturzeitung: Um es gleich vorweg zu sagen: Ein ganz herrliches Buch!

Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Skizzen aus der Entwicklungsgeschichte unseres Planeten von Prof. **Dr. H. Haas.** I. Teil. Mit 55 Abbildungen. Einzelpreis geh. Mk. 4,—; geb. Mk. 4,75.

Kieler Zeitung: Der Verfasser hat es sich besonders angelegen sein lassen, den Stoff durch viele treffende und interessante Beispiele für die geschilderten Verhältnisse und Phänomene, durch häufige Ausflüge ins Gebiet der Geschichte, oder der Technik und Baukunst oder sonstiger praktischer Verwertung, zu einer nicht nur lehrreichen, sondern auch angenehmen und unterhaltenden Lektüre zu verarbeiten.

Pfarrer Streccius. Roman von **E. Eschricht.** Einzelpreis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 3,75.

Berliner Neueste Nachrichten: . . . Was aber der ganzen Darstellung ihren Reiz und ihr Aroma giebt, wenn der Ausdruck gestattet sein soll, ist die ganze lebensvolle Schilderung esthnischen und finnischen Volkstums.

Der Telamone. Roman von **Fedor von Zobeltitz.** Mit 77 Textzeichnungen von Friedr. Stahl. Einzelpreis geh. Mk. 6,—; geb. Mk. 7,—.

Leipziger Tageblatt: ... aus dem Treiben auf der Rennbahn, den Salons der großen Gesellschaft und hinter den Coulissen — in allem spürt man den Atem voller Lebenswahrheit.

Kallia Kypris. Aus Alt-Syrakus. Roman von **A. Schneegans.** Einzelpreis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 3,75.

St. Galler Blätter: ... Kallia Kypris ist ein Roman, der sich den besten Leistungen getrost an die Seite stellen darf. Aufbau, Ausführung, Sprache: alles ist aus einem Guß.

Das Sternenzelt. Von Prof. **Dr. Carl Titus.** Mit 70 Abbildungen im Text und drei doppelseitigen Karten. Einzelpreis geh. Mk. 5,—; geb. Mk. 5,75.

Leipziger Tageblatt: Eine eigenartige Astronomie liegt uns in diesem Werke vor, denn sie weiß auch den nicht mathematischen Leser für diese himmlische Wissenschaft förmlich zu begeistern.

Norddeutsche Erzähler. Novellen von **Hermann Heiberg** u. **Konrad Telmann:** Das Schicksal auf Moorheide. Ruggiero, der Brigant. Einzelpreis Mk. 3; geb. Mk. 3,75.
St. Petersburger Zeitung: Beide Geschichten erheben sich ihrer ganzen Behandlungsweise und Darstellung nach hoch über das gewöhnliche Lesefutter, zumal das naturalistische.

Dritter Jahrgang 1893/94

Hančička, das Chodenmädchen. Kulturbild aus dem böhmisch-bayrischen Waldgebirge von **Maximilian Schmidt.** Einzelpreis geh. Mk. 5,—; geb. Mk. 5,75.
Allgemeine Kunst-Chronik: In allen Erzählungen Maximilian Schmidts offenbart sich stets eine begeisterte Liebe zur schönen Natur, die niemanden gleichgiltig lassen kann.

Norddeutsche Erzähler. Novellen von **Wilhelm Jensen** (Alt-florentinische Tage), **Heinrich Seidel** (Die silberne Verlobung), **Julius Stinde** (Martinhagen, eine Erzählung abseits der Heerstraße). Einzelpreis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 3,75.
Dresdener Anzeiger: Nichts ist schablonenhaft und blind nachgeahmt, es weht aus den Werken eines jeden dieser Erzähler ein besonderer Geist entgegen.

Johann von Schwarzenberg. Ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem 15. und 16. Jahrhundert von **Johannes Renatus.** Einzelpreis geh. Mk. 4,—; geb. Mk. 4,75.
Papierzeitung: Das Buch verdient einen Ehrenplatz in jeder Bibliothek.

Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Skizzen aus der Entwicklungsgeschichte unseres Planeten von **Prof. Dr. Hippolyt Haas.** Zweiter, in sich abgeschlossener Teil mit 163 Abbildungen Einzelpreis geh. Mk. 4,—; geb. Mk. 4,75.
Kreuz-Zeitung: Es ist das erste Mal, daß der Versuch gemacht worden ist, die Lehren der Geologie einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen, ohne von der Wissenschaftlichkeit etwas abzulassen. Der Versuch ist vollständig gelungen.

Neuland: Ein Sammelbuch moderner Prosadichtung. Mit Beiträgen von: Otto Julius Bierbaum, M. G. Conrad, Anna Croissant-Rust, Max Dreyer, Franz Evers, Cäsar Flaischlen, Hanns von Gumppenberg, Max Halbe, Heinrich Hart, Julius Hart, Otto Erich Hartleben, Wilhelm Hegeler, Karl Henckell, Peter Hille, Maria Janitschek, Detlev von Liliencron, John Henry Mackay, Willy Pastor, Carlot Gottfrid Reuling, Paul Scheerbart, Johannes Schlaf, Hans Schliepmann, Heinz Tovote; herausgegeben von **Dr. Cäsar Flaischlen.** Einzelpreis geh. Mk. 5,—; geb. Mk. 5,75.
Das Atelier: Das Buch ist mehr als ein glücklicher Griff des Verlegers, es ist eine Ehrenrettung des jungen Deutschlands, es ist eine Eroberung der Sympathien des Publikums.

Die Geisterseher. Humoristischer Roman von **Fritz Mauthner.** Einzelpreis geh. Mk. 4,—; geb. Mk. 4,75.
Frankfurter Zeitung: Mauthner hält, was er verspricht. Als ein Autor, der sein Publikum kennt, setzt er gewandt und spannend ein, und die Spannung hält vor bis zum Schluß.

Laienpredigten für das deutsche Haus. Ungehaltene Reden eines Ungehaltenen. Von **Otto von Leixner.** Einzelpreis geh. Mk. 4,—; geb. Mk 4,75.
Leixners allgemein bekannte und beliebte, auf schärfste Beobachtung und auf vielseitigstes Wissen sich gründende Darstellungskunst kommt in diesen „Laienpredigten" aufs Glänzendste und Liebenswürdigste zum Ausdruck.

Aus dem Hexenkessel der Zeit. Frauenschuld und Frauengröße von **Luise Westkirch.** Einzelpreis geh. Mk. 6,—; geb. Mk. 7,—.
Ein moderner Roman großen Stils, dessen Gestalten mit meisterhafter Naturtreue gezeichnet sind.

☞ **Einzeln können die Bände der drei ersten Jahrgänge auch an Mitglieder des neuen Jahrgangs nur zu den beigesetzten Einzelpreisen abgegeben werden.**

Wir empfehlen die vollständigen Jahrgänge zum Preise von Mk. 15,— für die geheftete, und Mk. 18,— (in besonderem Kästchen Mk. 20,—) für die gebundene Ausgabe als vornehme, schöne, reichhaltige Geschenkwerke, die überall große Freude bereiten werden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Elster, Otto,

Der Pförtnerssohn v. St. Veit

Berlin [1894]

P.o.germ. 1774 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11674736-0